Philothee

oder

die ersten

Lehren der Religion

von

Villaume.

Dritter Theil.

Berlin und Libau,
bei Lagarde und Friedrich.
1788.

Von der

Fürsehung.

Funfzehntes Gespräch.

Von der Fürsehung.

Vater.

Wenn ihr, meine lieben Kinder, in ein großes Haus kämet, wo ihr alles in dem besten Zustande, und alles Hausgeräth in der schönsten Ordnung fändet; sähet aber in dem ganzen Hause Niemanden; — und es käme Jemand, der euch sagte, daß dieses Haus seit funfzig Jahren unbewohnt und ganz verlassen da gestanden hätte, ohne daß irgend ein Mensch sich darum bekümmert: — saget mir, würdet ihr das glauben?

Wilh. Nein.

Ferd. Wie wäre es möglich, so etwas zu glauben?

Vat. Warum nicht?

Wilh. Ein Haus, worin kein Mensch wohnt, worauf Niemand sieht, verdirbt sich bald; Wind und Regen greifen es an, machen die Balken faulen; die Unreinigkeit, der Staub, die Stockung nehmen Ueberhand; der Rost zerfrißt die Metalle; das Ungeziefer nistet darin. — Es ist einem Hause gleich anzusehen, wenn es verlassen ist. Sobald Reinlichkeit, Ordnung darin herrschen, und darin alles in gutem Stande ist, so muß Jemand das Haus bewohnen und darauf sehen.

Ja, wenn es in ganz vollkommen gutem Zustande ist, so muß es einen aufmerksamen und fleißigen Bewohner haben; denn wie leicht ist es nicht, daß irgendwo ein kleiner Schaden geschehe, daß eine Ziegel breche, und dem Regen und Winde Eingang gebe; oder daß in einem Winkel die Feuchtigkeit Stockung verursache, und dergleichen mehr! Es gehört viel Fleiß dazu, ein großes Haus vor aller Unordnung zu bewahren.

Ferd. Und wenn auch das nicht wäre. Wozu hätte man das Haus gebaut? wozu wäre es meublirt? Dieses alles kann doch nicht geschehen seyn, um es hernach den Mardern und Eulen zu überlassen.

Vat. Ganz richtig geurtheilt, meine Kinder. Der gute Zustand des Hauses, und die Absicht derer, die es gebaut und meublirt haben, sind unwidersprechliche Beweise, daß das Haus nicht verlassen ist; letzteres ist noch dazu eine Versicherung, daß es nimmermehr verlassen seyn wird.

Was meinet ihr denn aber von der Welt, lieben Kinder?

Wilh. Wie verstehen Sie das, bester Vater?

Ferd. Wollen Sie etwa damit fragen, ob Jemand für die Welt sorget, wie ein Hausbesitzer für sein Haus?

Vat. Ja; ob für die Erhaltung und die gute Ordnung der Dinge in der Welt gesorgt seyn mag.

Wilh. Ich dächte, das wäre gar nicht des Fragens werth.

Vat. Warum nicht?

Wilh. Aus den beiden Gründen, die wir vorhin anführten, weswegen es nicht glaublich ist, daß ein gutes Haus verlassen steht.

Ferd. Auch schon ehe ich den Schöpfer kannte, dachte ich mir immer etwas, das dieses alles, zum Beispiel die Sonne, den Mond, die Erde, in der gehörigen Ordnung erhält. Freilich konnte ich mir nicht vorstellen, Wer oder Was es war; genug aber, ich hatte davon ein dunkles Gefühl.

Vat. Du hattest Recht. — Könntest du nun aber dies dunkle Gefühl erklären?

Ferd. O ja. Es war, ich weiß nicht, wie ich das nennen soll; — als wenn ich einen Gott vermuthet hätte.

Vat. Du hattest eine Ahndung von dem höchsten Wesen. Du suchtest es, konntest es aber noch nicht finden.

Ferd. Ja, so war mirs.

Vat. Du glaubtest also, daß Gott seine Schöpfung erhält und regiert.

Ferd. Mich deucht, es wäre nicht möglich daran zu zweifeln, wenn man auch zweifeln wollte.

Vat. Setze mir deine Gründe besser aus einander. Du, Wilhelm, du sagtest, die Ordnung wäre ein Beweis, daß ein Fürsorger da ist, der über das Haus fleißig wacht; — wende dies auf die Welt an.

Wilh. Ich weiß nicht, lieber Vater, ob ich das gut können werde. Allein auf Ihren Befehl will ichs versuchen, obgleich alles noch bei mir ziemlich dunkel und verworren ist.

Wir sehen alle Tage die Sonne zu ihrer bestimmten Zeit auf- und untergehen. Sie verfehlt keinen Augenblick. Merkwürdig ist es dabei noch, daß ihre Zeit nicht immer dieselbe ist, sondern immer nach einer gewissen Ordnung abwechselt; und nach einer bestimmten Periode kommt sie wieder dahin, wo sie gewesen ist. Der Lauf des Mondes, der Erde, und aller Planeten ist eben so re-

gelmäßig. Die Finsternisse, oder die Zusammenkünfte dreier Himmelskörper, können lange vorher, mit der genauesten Bestimmung der Zeit und der Größe der Verfinsterung, angekündiget werden. Die Finsternisse der Sonne und des Mondes, der Stand der Planeten werden in den Kalendern nach Zollen und Linien, nach Graden und Minuten der Länge und Breite, und nach Minuten und Secunden der Zeit bestimmt. Also muß der Lauf dieser Körper äußerst genau in seiner Ordnung gehen.

Dieses aber hat man, nach den Nachrichten, die uns von dem Alterthume übrig geblieben sind, schon vor Jahrtausenden thun können — also war vor Jahrtausenden schon diese genaue Ordnung eingeführt.

Vat. Und man bestimmte vor Jahrtausenden die Erscheinungen des Himmels gerade nach denselben Gesetzen, nach welchen sie heut zu Tage so richtig vorhergesagt werden. Also ist, seit Jahrtausenden, die Ordnung noch immer dieselbe.

Du

Du hast deinen Beweis recht gut geführt, mein Lieber. Vieles aber konntest du noch hinzusetzen.

Der Mensch war vor Jahrtausenden eben das, was er jetzt ist. — Immer dieselbe Ordnung der Geburt, des Lebens und des Todes; eben derselbe Wechsel von gewöhnlicher Gesundheit, und seltnerer und kürzerer Krankheit. Dieselben Gefühle und Gesinnungen, dieselbe Art zu denken im Grunde, mit einigen Verschiedenheiten, die sich aus den veränderten Umständen leicht erklären lassen. Dieselben Verhältnisse des Menschen zu den Thieren und zur Erde. Immer hat er durch Kunst jene überwältiget, vertrieben, gebändiget, und diese fruchtbarer gemacht. Seit Jahrtausenden hat die Erde, in denselben Gegenden, dieselben Abwechslungen erfahren. Winter und Sommer, Erstarrung und Fruchtbarkeit; immer in ziemlich gleichem Maaße. Kurz,

„Es geschieht nichts Neues unter der
„Sonne *).„

*) Pred. Salomo.

Es ist immer derselbe Gang, immer dieselbe unverbrüchliche Ordnung.

Ich stelle mir zuweilen Menschen vor, die in einer tiefen Berghöle, wie etwa die zu Wielitschka, geboren, und niemals an des Tages Licht gekommen wären. Sie hätten aber, bei einer guten Erziehung, einen gebildeten Verstand, Uebung im Denken, Gefühl für Ordnung und Schönheit. Uebrigens hätten sie aus Erfahrung und Betrachtung erkannt, daß nichts ohne Ursach geschiehet, daß keine Ordnung erhalten wird, ohne eine weise, fleißige Führung. Nun, in den Jahren des reifen Verstandes, kämen sie zum erstenmal aus der Höle heraus, sähen die Sonne in ihrem majestätischen Glanze, bemerkten ihren sichern, ununterbrochenen Gang; nun sähen sie, nach dem Untergange der Sonne, den Sternenhimmel in seiner Pracht; man sagte ihnen, dies seyen lauter Sonnen, die unzähligen Welten leuchten; man gäbe ihnen einen Begriff von der ungeheuren Entfernung dieser Körper, von der Größe der Vega, des Aldebarans und der Capella. Nun erzählte man

ihnen

ihnen die Jahreszeiten und ihren beständigen Wechsel; sie hätten vor Augen, entweder den Frühling in seiner Schönheit, oder den Herbst mit seinen reichlichen Früchten; zum Beschluß versicherte man sie, daß diese Ordnung von undenkbaren Zeiten her ununterbrochen dieselbe wäre —: was würden diese Menschen, denke ich bei mir selbst, was würden sie sagen? Dächten sie nicht sogleich, daß eine weise unendliche Macht darüber walten muß? Und wenn man ihnen den Namen des Schöpfers entdeckte; würden sie nicht sogleich erkennen, daß Er ist, daß Er dieses alles anordnete und in seiner Ordnung erhält? Gewiß, sie würden fühlen, daß es anders ganz unmöglich ist.

Ferd. Ihr Unterricht von Gott hat mich stark gerührt, bester Vater; aber ich wünschte doch, daß ich bisher in solcher dunkeln Berghöle gelebt hätte, um nun recht fühlen zu können, wie sehr der Anblick des Lichts, des Himmels und der Erde, Den erfreuen muß, der sie noch nicht gesehen hat. Denn so vortrefflich ich mir diese Dinge denke, so bin ich doch zu sehr daran gewöhnt, um ihre Schönheit ganz zu fühlen.

Vat. Allerdings würden wir es besser fühlen; oder vielmehr, wir würden erstaunen, wann wir dieses große Schauspiel zum erstenmal sähen.

Es ist nicht möglich, sich die Sache anders zu denken, als daß die Welt unter der Fürsorge eines weisen und mächtigen Wesens steht; und daß kein Andrer, als Der, der es schuf, dieses große Weltall in Ordnung und Wohlstand erhalten.

Nun, mein lieber Ferdinand, ist es an dir, uns deinen Begriff davon zu entwickeln. Du sagtest nemlich: Ein gutes Haus wäre nicht umsonst, und um es den Mardern und Eulen zu überlassen, gebaut; deßwegen verstünde sichs von selbst, daß man darauf sähe und sehen würde, es in brauchbarem Stande zu erhalten. — Kannst du dieses auf die Fürsorge Gottes für die Welt anwenden?

Ferd. Die Anwendung scheint mir leicht. Denn wozu hätte Gott die Welt geschaffen, wenn Er sichs vorgenommen hätte, sie sogleich zu verlassen und sich nicht mehr darum zu bekümmern, es möchte gehen, wie

es wollte? Gewiß wäre alsdann seine Schöpfung vergeblich.

Vat. Also glaubst du, daß Gott seine Welt nicht ohne Absicht geschaffen hat?

Ferd. Allerdings.

Vat. Und daß die Erreichung seiner Absicht erfoderte, daß Er Anstalten machte, seine Welt in einem gewissen Gange und in einer gewissen Ordnung zu erhalten?

Ferd. Ja, so denke ich.

Vat. Wenn du nun aber nicht im Stande wärest, die Ordnung in der Welt zu erkennen, würdest du wol dann noch glauben können, daß eine Ordnung da ist, und daß der Schöpfer für die Erhaltung derselben sorgt?

Ferd. Ja.

Vat. Wie das?

Ferd. Sobald ich nur überzeugt wäre, daß der Schöpfer dieses Werks ein verständiges Wesen ist; so würde ich denken, daß Er Absichten haben mußte, warum Er dieses

Von der

Fürsehung.

Funfzehntes Gespräch.

Von der Fürsehung.

Vater.

Wenn ihr, meine lieben Kinder, in ein großes Haus kämet, wo ihr alles in dem besten Zustande, und alles Hausgeräth in der schönsten Ordnung fändet; sähet aber in dem ganzen Hause Niemanden; — und es käme Jemand, der euch sagte, daß dieses Haus seit funfzig Jahren unbewohnt und ganz verlassen da gestanden hätte, ohne daß irgend ein Mensch sich darum bekümmert: — saget mir, würdet ihr das glauben?

Wilh. Nein.

Ferd. Wie wäre es möglich, so etwas zu glauben?

Vat. Warum nicht?

Wilh. Ein Haus, worin kein Mensch wohnt, worauf Niemand sieht, verdirbt sich bald; Wind und Regen greifen es an, machen die Balken faulen; die Unreinigkeit, der Staub, die Stockung nehmen Ueberhand; der Rost zerfrißt die Metalle; das Ungeziefer nistet darin. — Es ist einem Hause gleich anzusehen, wenn es verlassen ist. Sobald Reinlichkeit, Ordnung darin herrschen, und darin alles in gutem Stande ist, so muß Jemand das Haus bewohnen und darauf sehen.

Ja, wenn es in ganz vollkommen gutem Zustande ist, so muß es einen aufmerksamen und fleißigen Bewohner haben; denn wie leicht ist es nicht, daß irgendwo ein kleiner Schaden geschehe, daß eine Ziegel breche, und dem Regen und Winde Eingang gebe; oder daß in einem Winkel die Feuchtigkeit Stockung verursache, und dergleichen mehr! Es gehört viel Fleiß dazu, ein großes Haus vor aller Unordnung zu bewahren.

Ferd.

Ferd. Und wenn auch das nicht wäre. Wozu hätte man das Haus gebaut? wozu wäre es meublirt? Dieses alles kann doch nicht geschehen seyn, um es hernach den Mardern und Eulen zu überlassen.

Vat. Ganz richtig geurtheilt, meine Kinder. Der gute Zustand des Hauses, und die Absicht derer, die es gebaut und meublirt haben, sind unwidersprechliche Beweise, daß das Haus nicht verlassen ist; letzteres ist noch dazu eine Versicherung, daß es nimmermehr verlassen seyn wird.

Was meinet ihr denn aber von der Welt, lieben Kinder?

Wilh. Wie verstehen Sie das, bester Vater?

Ferd. Wollen Sie etwa damit fragen, ob Jemand für die Welt sorget, wie ein Hausbesitzer für sein Haus?

Vat. Ja; ob für die Erhaltung und die gute Ordnung der Dinge in der Welt gesorgt seyn mag.

Wilh. Ich dächte, das wäre gar nicht des Fragens werth.

Vat. Warum nicht?

Wilh. Aus den beiden Gründen, die wir vorhin anführten, weswegen es nicht glaublich ist, daß ein gutes Haus verlassen steht.

Ferd. Auch schon ehe ich den Schöpfer kannte, dachte ich mir immer etwas, das dieses alles, zum Beispiel die Sonne, den Mond, die Erde, in der gehörigen Ordnung erhält. Freilich konnte ich mir nicht vorstellen, Wer oder Was es war; genug aber, ich hatte davon ein dunkles Gefühl.

Vat. Du hattest Recht. — Könntest du nun aber dies dunkle Gefühl erklären?

Ferd. O ja. Es war, ich weiß nicht, wie ich das nennen soll; — als wenn ich einen Gott vermuthet hätte.

Vat. Du hattest eine Ahndung von dem höchsten Wesen. Du suchtest es, konntest es aber noch nicht finden.

Ferd. Ja, so war mirs.

Vat. Du glaubtest also, daß Gott seine Schöpfung erhält und regiert.

Ferd. Mich deucht, es wäre nicht möglich daran zu zweifeln, wenn man auch zweifeln wollte.

Vat. Setze mir deine Gründe besser aus einander. Du, Wilhelm, du sagtest, die Ordnung wäre ein Beweis, daß ein Fürsorger da ist, der über das Haus fleißig wacht; — wende dies auf die Welt an.

Wilh. Ich weiß nicht, lieber Vater, ob ich das gut können werde. Allein auf Ihren Befehl will ichs versuchen, obgleich alles noch bei mir ziemlich dunkel und verworren ist.

Wir sehen alle Tage die Sonne zu ihrer bestimmten Zeit auf- und untergehen. Sie verfehlt keinen Augenblick. Merkwürdig ist es dabei noch, daß ihre Zeit nicht immer dieselbe ist, sondern immer nach einer gewissen Ordnung abwechselt; und nach einer bestimmten Periode kommt sie wieder dahin, wo sie gewesen ist. Der Lauf des Mondes, der Erde, und aller Planeten ist eben so re-

gelmäßig. Die Finsternisse, oder die Zusammenkünfte dreier Himmelskörper, können lange vorher, mit der genauesten Bestimmung der Zeit und der Größe der Verfinsterung, angekündiget werden. Die Finsternisse der Sonne und des Mondes, der Stand der Planeten werden in den Kalendern nach Zollen und Linien, nach Graden und Minuten der Länge und Breite, und nach Minuten und Secunden der Zeit bestimmt. Also muß der Lauf dieser Körper äußerst genau in seiner Ordnung gehen.

Dieses aber hat man, nach den Nachrichten, die uns von dem Alterthume übrig geblieben sind, schon vor Jahrtausenden thun können — also war vor Jahrtausenden schon diese genaue Ordnung eingeführt.

Vat. Und man bestimmte vor Jahrtausenden die Erscheinungen des Himmels gerade nach denselben Gesetzen, nach welchen sie heut zu Tage so richtig vorhergesagt werden. Also ist, seit Jahrtausenden, die Ordnung noch immer dieselbe.

Du

Du hast deinen Beweis recht gut geführt, mein Lieber. Vieles aber konntest du noch hinzusetzen.

Der Mensch war vor Jahrtausenden eben das, was er jetzt ist. — Immer dieselbe Ordnung der Geburt, des Lebens und des Todes; eben derselbe Wechsel von gewöhnlicher Gesundheit, und seltnerer und kürzerer Krankheit. Dieselben Gefühle und Gesinnungen, dieselbe Art zu denken im Grunde, mit einigen Verschiedenheiten, die sich aus den veränderten Umständen leicht erklären lassen. Dieselben Verhältnisse des Menschen zu den Thieren und zur Erde. Immer hat er durch Kunst jene überwältiget, vertrieben, gebändiget, und diese fruchtbarer gemacht. Seit Jahrtausenden hat die Erde, in denselben Gegenden, dieselben Abwechslungen erfahren. Winter und Sommer, Erstarrung und Fruchtbarkeit; immer in ziemlich gleichem Maaße. Kurz,

„Es geschieht nichts Neues unter der
„Sonne *).„

*) Pred. Salomo.

Es ist immer derselbe Gang, immer dieselbe unverbrüchliche Ordnung.

Ich stelle mir zuweilen Menschen vor, die in einer tiefen Berghöle, wie etwa die zu Wielitschka, geboren, und niemals an des Tages Licht gekommen wären. Sie hätten aber, bei einer guten Erziehung, einen gebildeten Verstand, Uebung im Denken, Gefühl für Ordnung und Schönheit. Uebrigens hätten sie aus Erfahrung und Betrachtung erkannt, daß nichts ohne Ursach geschiehet, daß keine Ordnung erhalten wird, ohne eine weise, fleißige Führung. Nun, in den Jahren des reifen Verstandes, kämen sie zum erstenmal aus der Höle heraus, sähen die Sonne in ihrem majestätischen Glanze, bemerkten ihren sichern, ununterbrochenen Gang; nun sähen sie, nach dem Untergange der Sonne, den Sternenhimmel in seiner Pracht; man sagte ihnen, dies seyen lauter Sonnen, die unzähligen Welten leuchten; man gäbe ihnen einen Begriff von der ungeheuren Entfernung dieser Körper, von der Größe der Vega, des Aldebarans und der Capella. Nun erzählte man

ihnen die Jahreszeiten und ihren beständigen Wechsel; sie hätten vor Augen, entweder den Frühling in seiner Schönheit, oder den Herbst mit seinen reichlichen Früchten; zum Beschluß versicherte man sie, daß diese Ordnung von undenkbaren Zeiten her ununterbrochen dieselbe wäre —: was würden diese Menschen, denke ich bei mir selbst, was würden sie sagen? Dächten sie nicht sogleich, daß eine weise unendliche Macht darüber walten muß? Und wenn man ihnen den Namen des Schöpfers entdeckte; würden sie nicht sogleich erkennen, daß Er ist, daß Er dieses alles anordnete und in seiner Ordnung erhält? Gewiß, sie würden fühlen, daß es anders ganz unmöglich ist.

Ferd. Ihr Unterricht von Gott hat mich stark gerührt, bester Vater; aber ich wünschte doch, daß ich bisher in solcher dunkeln Berghöle gelebt hätte, um nun recht fühlen zu können, wie sehr der Anblick des Lichts, des Himmels und der Erde, Den erfreuen muß, der sie noch nicht gesehen hat. Denn so vortrefflich ich mir diese Dinge denke, so bin ich doch zu sehr daran gewöhnt, um ihre Schönheit ganz zu fühlen.

Vat. Allerdings würden wir es besser fühlen; oder vielmehr, wir würden erstaunen, wann wir dieses große Schauspiel zum erstenmal sähen.

Es ist nicht möglich, sich die Sache anders zu denken, als daß die Welt unter der Fürsorge eines weisen und mächtigen Wesens steht; und daß kein Andrer, als Der, der es schuf, dieses große Weltall in Ordnung und Wohlstand erhalten.

Nun, mein lieber Ferdinand, ist es an dir, uns deinen Begriff davon zu entwickeln. Du sagtest nemlich: Ein gutes Haus wäre nicht umsonst, und um es den Mardern und Eulen zu überlassen, gebaut; deßwegen verstünde sichs von selbst, daß man darauf sähe und sehen würde, es in brauchbarem Stande zu erhalten. — Kannst du dieses auf die Fürsorge Gottes für die Welt anwenden?

Ferd. Die Anwendung scheint mir leicht. Denn wozu hätte Gott die Welt geschaffen, wenn Er sichs vorgenommen hätte, sie sogleich zu verlassen und sich nicht mehr darum zu bekümmern, es möchte gehen, wie

es

es wollte? Gewiß wäre alsdann seine Schöpfung vergeblich.

Vat. Also glaubst du, daß Gott seine Welt nicht ohne Absicht geschaffen hat?

Ferd. Allerdings.

Vat. Und daß die Erreichung seiner Absicht erfoderte, daß Er Anstalten machte, seine Welt in einem gewissen Gange und in einer gewissen Ordnung zu erhalten?

Ferd. Ja, so denke ich.

Vat. Wenn du nun aber nicht im Stande wärest, die Ordnung in der Welt zu erkennen, würdest du wol dann noch glauben können, daß eine Ordnung da ist, und daß der Schöpfer für die Erhaltung derselben sorgt?

Ferd. Ja.

Vat. Wie das?

Ferd. Sobald ich nur überzeugt wäre, daß der Schöpfer dieses Werks ein verständiges Wesen ist; so würde ich denken, daß Er Absichten haben mußte, warum Er dieses

ses Werk machte; und daß Er also dafür sorgen wird und sorgen muß, daß diese Absichten erreicht werden.

Vat. Du hast allerdings ganz richtig geurtheilt.

Wilh. Absichten können ohne Plan und Ordnung nicht erreicht werden. Plan und Ordnung aber erfodern Aufsicht.

Vat. Recht so, meine Kinder; ich sehe, daß ihr die Sache recht gefaßt habt.

Ja, meine Lieben, wir, und alle Dinge in der Welt, stehen unter dem Schutz und der Führung des allweisen, allgütigen und allmächtigen Schöpfers. Seine Fürsehung — so nennt man seine Sorge für die Welt — seine Fürsehung, sage ich, waltet über Alles. Sie ist es, die Alles regiert.

Wilh. Aber, liebster Vater, wäre es Ihnen nicht gefällig, nunmehr über die Frage von dem Uebel in der Welt uns zu unterrichten? Diese Frage scheint nun immer schwerer zu werden; und — ich gestehe

stehe es Ihnen — ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. Die Weisheit, Allwissenheit, die Güte und unaussprechliche Macht des Schöpfers kann ich nicht bezweifeln; ich muß glauben, daß Gott für seine Welt sorgt — ich kann nicht anders; ich bin gezwungen anzuerkennen, daß ohne den Willen Gottes nichts in der Welt geschehen kann. Dennoch sehe ich in der Welt Manches, das mir Unordnung zu seyn scheint; Manches, das wirklich Uebel und schädlich ist. Dieses paßt zu meinen Vorstellungen von Gott nicht; keines kann ich läugnen oder bezweifeln. Wie helfe ich mir daraus?

Vat. Herzlich lieb ist es mir, mein Sohn, daß du dieses alles recht fühlst. Desto besser wird deine Belehrung von statten gehn. Sage mir doch aber, was siehest du denn für Unordnungen, und für Uebel in der Welt?

Wilh. Sehr viele Unordnungen, woraus für den Menschen, und manchmal auch für die Thiere, große Uebel entstehen.

Ich will nicht einmal von der drückenden Hitze, die wir heute so schwer gefühlt haben, reden; auch nicht von der schrecklichen Kälte in manchen Wintern. Aber der Hagel, der die Früchte zerstört; der Sturmwind, der das Obst von den Bäumen wirft, das Getreide auf dem Halmen ausdrischt, Wohnungen niederreißt, Heerden zerstreut; der Blitz, der Städte in Brand steckt; die Feuerspeienden Berge; die Erdbeben; die Dürre, welche den Reichthum der Felder verzehrt; der übermäßige Regen in der Erndte, der den Segen der Erde vereitelt; — die Pest und andre Landseuchen, welche den Tod mit sich bringen! Dies alles, ist das nicht Unordnung und Uebel genug?

Vat. Du sprichst ja davon sehr beredt, Wilhelm! Woher kommt dir diese ungewöhnliche Wärme, mein Sohn?

Wilh. Ich muß es Ihnen gestehen, ich habe heute noch in einem Buche fast Wort für Wort dieses alles, und noch mehreres gelesen; das hat mich so erschüttert, so beängsti-

ängstiget, daß ich mit einer ungewöhnlichen Hitze geredt habe.

Vat. Nur vor einem muß ich dich warnen, mein Kind.

Wilh. Wovor?

Vat. Laß dich diese Erschütterung nicht betäuben, und dieses starke Gemälde nicht blenden. Es ist betrieglich.

Wilh. Wie so? Ist denn nicht dies alles wahr, mein Vater?

Vat. Jedes an und für sich; ja. In der Zusammenstellung aber nicht; wenigstens ist der Eindruck zu stark; denn es ist dem erschütterten Leser dabei so zu Muthe, als wenn dieses alles zusammen sich auf einen Punkt der Erde, oder gar auf die ganze Menschheit vereinigte. Und es ist doch richtig, daß alle diese Ursachen der Leiden nur selten, nur einzeln, nur zerstreut auf Erden wirken. Du hast die mehresten von diesen Zerstörungen selbst gesehen. Sage mir, machten sie auf dich einen so großen Eindruck, als die Beschreibung?

Wilh. Nein; ich gestehe es.

Vat. Und woher kam das?

Wilh. Ich weiß es nicht.

Vat. Aus zween Gründen.

1) Daraus, daß dir in der Schilderung alle verschiedenen Ungewitter und Zufälle auf einmal vor die Augen gebracht werden. Die Einbildung irrt von einem Unglück zum andern: Brand, Ungewitter, Tod, zerschlagene Erndten, Sturm, Ueberschwemmungen, Umsturz der Städte; es ist, als wenn man das alles sähe. Und man erschrickt, die Fantasie geräth in Hitze und Verwirrung.

In der Natur aber sieht man nur immer eines allein, oder höchstens einige zusammengehörende Erscheinungen auf einmal.

2) In den Beschreibungen nimmt man immer das Schrecklichste. Spricht man von Ungewitter, so nimmt man Wolkenbrüche, die ganze Gegenden zerstören; jeder Windstoß ist ein Orkan, der Bäume

und Häuser niederreißt; der Blitz schlägt Schlag auf Schlag, und jeder Schlag zerschmettert oder setzt in Flammen. Redet man von Erdbeben, so denkt man an tausend leichte Erderschütterungen nicht; man denkt gleich an Lissabon und Calabrien. Nun aber ist unter zehntausend Stürmen, Platzregen, Ungewittern, Erdbeben kaum eines von diesen furchtbaren Ungestüm. Wir haben viele Blitze gesehen, wovon keiner weder gezündet noch geschmettert hat.

Wilh. Ja, mein Vater, das ist wahr. Ich hatte es aber nicht bedacht.

Vat. So gehts vielen, und ich möchte sagen, allen Menschen. Sie häufen in eine Gruppe alle Uebel und Leiden, welche in der That nur sehr einzeln und weitläuftig zerstreut da sind. Kein Wunder, wenn ihnen dann so angst wird!

Hütet euch, meine Kinder, vor diesem Betrug; er überrascht uns desto eher, da das Ganze in allen seinen Theilen Wahrheit ist, und der Irrthum nur in der Zusammendrängung steckt.

Die Bücher, die so beschaffen sind, lassen sich am besten mit Brennspiegeln vergleichen. Durch die Vereinigung der Strahlen, die in der Natur nur zerstreut existiren, zünden und verzehren sie alles, und verwandeln die mildesten Sonnenblicke in ein gewaltiges Feuer.

Ferd. Ja, mich deucht, lieber Vater, daß jede Beschreibung, wenn sie auch nichts übertreibt, immer mehr Eindruck macht, als die Sache selbst.

Ich las, zum Beispiel, einmal die Beschreibung eines schönen englischen Gartens. Nachher besuchte ich den Garten selbst. Die Beschreibung war so genau und so wahr, daß ich jedes darin erkannte, und mich sogleich in dem ganzen Garten fand. Allein ich hatte bei der Besichtigung des Gartens selbst nicht soviel Vergnügen, als bei der Lesung des Buches. Sollte es denn wol mit dem Uebel auch so seyn, daß die wahrsten Beschreibungen mehr Eindruck, als die Sache selbst, machten?

Vat. Deine Bemerkung ist vollkommen richtig. Bei der Beschreibung setzt die

Fan=

Fantasie immer etwas zu, und macht die Dinge größer.

Wenn man einen Wald oder eine Stadt von ferne sieht, pflegen sie auch immer schöner zu scheinen, als man sie nachmals wirklich findet, wenn man darin ist.

Wenn man, in seinem Hause wohl bedeckt und verwahrt, den Regen und Wind beobachtet, und dann an diejenigen denkt, die jetzt in den Gassen oder auf den Heerstraßen sind, so bedauert man die armen Leute, daß sie soviel leiden müssen. Ist man selbst auf der Straße, so fühlt man sich eben nicht so sehr beklagenswürdig.

Nehmet diese Lehre mit, meine Lieben; bedenkt sie wohl. Morgen werden wir weiter gehen. — Gute Nacht.

Sechzehntes Gespräch.

Von dem Uebel in der Welt.

Vater.

Erinnert ihr euch, meine Kinder, der gestrigen Lehre noch?

Wilh. Sie meinen doch die von dem Betrug der Beschreibungen?

Vat. Eben diese.

Wilh. O, die haben wir recht wohl behalten.

Ferd. Heute den ganzen Tag haben wir darüber gesprochen.

Wilh. Und wir haben noch eine neue Entdeckung darin gemacht.

Vat. Eine Entdeckung! Das wäre! Welche ist sie denn?

Ferd.

Ferd. Daß auch die Bilder täuschen und übertreiben.

Wilh. Wir nahmen unsre Naturgeschichte zur Hand. Wir besahen die Ochsen, Hirsche und Pferde. — Da fiel es uns ein, zu versuchen, ob auch solche Vorstellungen betrieglich sind.

Ferd. Wir gingen in die Ställe, besahen das Vieh, mit unsern Kupferstichen in der Hand.

Vat. Nun?

Ferd. Wir fanden, daß kein Pferd, kein Ochs ganz so schön ist, als er es auf dem Kupferstich zu seyn scheint.

Wilh. Sollte es mit allen Thieren, mit dem Löwen, mit dem Tiger, die so schön gemalt sind, wol eben so seyn?

Vat. Allem Vermuthen nach.

Ferd. Woher kommt denn das?

Wilh. Warum macht man denn die Vorstellungen so falsch?

Vat. Sie sind ganz richtig; aber zu mehrerem Vergnügen des Lesers und Zuschauers, nimmt man immer die schönsten Thiere und ihre angenehmsten Stellungen zu Mustern.

Habet ihr denn aber nicht auch Bilder von widrigen oder schrecklichen Gegenständen verglichen?

Wilh. Verglichen nicht, weil wir die Gegenstände nicht vor Augen hatten; aber darüber nachgedacht.

Ferd. Wir betrachteten oben das Bild, welches eine Feuersbrunst vorstellt. Sie ist schrecklich; und wir dachten unter uns, ob wol eine Feuersbrunst wirklich so gefährlich seyn sollte?

Vat. Sie ist immer schrecklich, zumal bei der Nacht, wenn man erst durch das Geräusch der Flammen geweckt wird.

Es sind doch aber in diesem Bilde schreckliche Umstände, die den Zuschauer erschüttern.

Man

Man sieht den Wetterstrahl, der noch zu den Flammen zuschlägt, und das Schauspiel noch schrecklicher macht.

Der Mann ist kaum entsprungen; er ist fast ganz bloß.

Ein Kind hat er in dem Arm.

Ueber den Kopf seiner Frau, die eine kleine Tochter am Busen hält, hängt ein Sparren, der gleich fallen will.

Eine alte, schwache Frau, die Mutter des Mannes, ist oben am Fenster; unter ihr schlagen die Flammen zusammen.

Auf allen Gesichtern sieht man, unter den Verzerrungen des Schreckens, die Züge der Schönheit, die sanfte Miene der Unschuld und der Menschenliebe.

Dieses alles reißt den Zuschauer hin, durchbohrt ihm das Herz. Das Unglück scheint ihm noch größer, als es ist; weil es so liebenswürdige Personen betrifft. Man sieht sie entblößt und ist für sie besorgt. Man sieht hier die ansehnlichen Güter nicht, die nicht mit dem Hause abbrennen können;

man sieht die Summe nicht, welche die Besitzer aus der Feuercasse bekommen werden, und womit sie ihr Haus noch schöner aufbauen können. Also hält man ihr Unglück für größer, als es wirklich ist.

Lasset uns nun in unsern Betrachtungen weiter gehen.

Vorerst, meine Geliebten, um die Güte und Weisheit Gottes in euren Augen von allem Vorwurf wegen des Uebels frei zu machen, wünschte ich euch von einer Wahrheit ganz ungezweifelt zu überzeugen.

Wilh. Von welcher denn, mein Vater?

Vat. Von dieser:

„Daß alles in der Welt, das Böse „sowol, als das Gute, nach Gottes „Willen und Verordnung geschieht; und „gar nicht geschehen könnte, wenn Gott „es nicht so befohlen und angeordnet „hätte.„

Wilh. Das glaube ich, ohne den geringsten Zweifel.

Ferd.

Ferd. Mir scheint es auch nicht anders möglich zu seyn.

Mich deucht aber, daß eben diese Gewißheit den Vorwurf gerade auf Gottes Güte und Weisheit richtet, so daß er nicht abgewandt werden kann. Mich deucht, es wäre nicht so schlimm, wenn man denken könnte, daß Gott es nicht gewollt und gethan hat, sondern daß das Uebel durch irgend einen Zufall, oder durch irgend ein anderes Wesen in die Welt gedrungen ist.

Vat. Auf diesen Gedanken ist fast die ganze Welt gerathen. Alle Menschen haben bisher das Uebel auf die Rechnung eines bösen Wesens geschrieben, das sie mit verschiedenen Namen belegten. Bei uns — denn bei uns herrscht diese Meinung noch; — heißt er der Teufel, oder der Satan.

Wilh. In der That scheint mir diese Lehre einiges für sich zu haben. Dadurch wird doch die Güte und Weisheit Gottes gerettet. Er hat doch das Uebel nicht gethan oder gewollt.

Vat. Meinest du wirklich dadurch die Güte Gottes zu retten?

Wilh. Mir kömmt es wenigstens so vor.

Vat. Willst du Gott lieber der Anordnung des Uebels, oder der Schwachheit, oder der Nachlässigkeit beschuldigen?

Wilh. Die Wahl wäre mir dabei schwer. Wie meinen Sie aber das? Denn ich verstehe Sie nicht recht.

Vat. Ich meine, daß man nothwendig eins von diesen dreien von Gott sagen muß: entweder, daß Er das Uebel selbst gewollt und verordnet hat; oder, daß Er zu schwach war, es zu verhindern; oder, daß Er es aus Nachlässigkeit hat geschehen lassen.

Denn, wenn es ein Andrer gethan hat — Entweder ist Gott damit zufrieden gewesen; und dann ist es gleichviel, ob Ers selbst gethan hat, oder mit seiner Einwilligung von einem Andern hat thun lassen. Wenn ihr Schaden thun solltet, so würde ich dafür angesehen werden, weil ich die Macht und die Verpflichtung habe, euch

davon abzuhalten. Also müßte ich den Schaden ersetzen, eben so als wenn ich ihn mit eigner Hand gethan hätte.

Oder Gott war mit dem Uebel nicht zufrieden. Dann frage ich: Warum verhinderte Er es nicht? oder, warum machte Er den Schaden nicht wieder gut? Wollte Er es nicht? — so hat Er in das Uebel gewilliget; was wir schon gesehen haben. Konnte Ers nicht verhindern oder verbessern? — so ist Gott nicht so mächtig, als der Urheber des Uebels; denn dieser hat seine Absicht ausgeführt, und seinen Willen behauptet; Gott aber hat von seinem Plan abgehen, und nachgeben müssen.

Hier, meine Lieben, müssen wir uns immer vor einer Vorstellung in Acht nehmen, welche ein falsches Licht über diese Lehre wirft. Der beste und mächtigste Mensch findet sich zuweilen in Lagen, wo er manches Uebel, manches Vergehen seiner Angehörigen oder Untergebenen dulden muß. Er kanns nicht ändern. Das Unrecht thut ihm weh, er muß es aber geschehen lassen. Dann sagt man, er habe es

nicht gewollt, sondern nur zugegeben, oder zugelassen. Diesen Zwang hat man auf Gott übergetragen, und gesagt: Gott will das Uebel nicht, Er giebt es nur zu. Dieses ist aber ganz sinnlos, wenn wir von dem Schöpfer der Welt sprechen. Denn die Lage Gottes ist der Lage des Menschen in solchen Fällen gar nicht ähnlich.

1) Der Mensch muß die Dinge und die Menschen nehmen, wie er sie vorfindet — Gott hat solche und alle Wesen geschaffen, und sie das gemacht, was sie sind.

Hat Er sie so gemacht, wie sie sind, so hat Er sie so gewollt. Hat Er sie aber so gewollt, so hat Er auch alle die Folgen und Wirkungen gewollt und erzeugt, die aus ihrer Beschaffenheit entstehen. Diese Folgen hat Er gewußt und gesehen, ehe Er durch die Schöpfung Anlaß dazu gab.

Wenn also das Uebel durch ein anderes Wesen entstanden ist, so hat Gott dieses Wesen geschaffen. Er hat es folglich so geschaffen, daß es das Böse thun würde;

Er wußte, ehe das Wesen entstand, welches Uebel es anrichten würde. — Dennoch hat Ers geschaffen; also muß Er das Uebel, das daraus erfolgt ist, gewollt haben.

2) Der Mensch muß handeln. — Alles um ihn her ist so bestimmt, daß er in vielen Fällen einen zweideutigen Schritt nicht vermeiden kann. — Welche Nothwendigkeit konnte den Schöpfer zwingen, böse Wesen, ja die ganze Welt, zu schaffen? Wenn es nicht möglich war, eine gute Welt zu machen — nun, so konnte Er die Welt ungeschaffen lassen. — Daß Er sie schuf, das war sein Wille.

Also findet keine bloße Zulassung hier statt. Was geschieht, das hat Gott gewollt, gethan; das Uebel sowol, als das Gute.

Oder will man sagen, daß das Böse, oder die bösen Wesen — denn man erkennt viele — zwar schwach, in Vergleichung mit Gott, sind; aber doch das Uebel bewirken konnten, weil ihnen Gott freie Hand

ließ?

ließ? Also bekümmerte sich Gott um seine Welt nicht; es war von Ihm Nachlässigkeit; Er hatte, bei seiner Schöpfung, keinen Endzweck; oder Er ließ denselben — aus Leichtsinn — aus den Augen.

Habt ihr dieses wohl gefaßt?

Beide. Ja, lieber Vater.

Vat. Meinet ihr nun noch, Gott vor Beschuldigungen damit zu retten, daß ihr saget, ein Andrer, als Gott, habe das Uebel in der Welt angerichtet?

Wilh. Wenigstens scheint es mir jetzt keine Rettung mehr zu seyn. Ich muß es gestehen, die Nothwendigkeit bei den Menschen, vermöge welcher sie zuweilen, wider ihren Willen, Uebel zugeben müssen, hatte mich verleitet, auch von Gott so etwas zu denken. Nun aber glaube ich den Unterschied sehr deutlich einzusehen.

Ferd. Dieser Unterschied ist sehr auffallend, und es ist zu bewundern, daß man ihn nicht immer eingesehen hat.

Vat. Von jeher haben die Menschen ihre Vorstellungen von Gott, von sich selbst, von

von ihrem Herzen, ihren Schwachheiten, ihrer Lage hergenommen; daher so viele Irrthümer in diese große Lehre sich eingeschlichen haben.

Sie wissen, Herr Frommann, daß die Bibel selbst so manches sagt, das die Menschen von diesem Wahne hätte abbringen können, wenn wir nicht immer unsre Systeme und Vorurtheile in die Bibel hineindichteten.

Sie sagt:

„Es ist kein Uebel in der Stadt, das
„der Herr nicht gemacht hat.„

Jesus spricht:

„Wer kann in das Haus des Star-
„ken dringen und es berauben, wenn
„er nicht vorher den Starken über-
„wunden und gebunden hat?„

Appliciren Sie dies auf die Lehre von dem Satan. — Der soll in das Haus Gottes, in die Welt, eingedrungen seyn, und es verwüstet haben. — Also mußte er, nach Jesu Ausspruch, den Herrn des Hauses, den Starken — Gott — überwunden und gebunden haben.

Frommann. Wenn Sies erlauben, gnäd. Herr; — — mich deucht, daß Sie einen wichtigen Punkt übersehen haben.

Vat. Welchen denn?

Fromm. Die Freiheit, sowol der Menschen, als aller vernünftigen Geschöpfe.

Vat. Uebersehen hab' ich ihn nicht; nur konnte ich davon mit diesen Kindern nicht sprechen, weil sie diese Lehre nicht kennen, und mich folglich nicht verstehen würden.

Ich weiß, daß die Freiheit die letzte Zuflucht ist, in welcher sich der Verfechter der Dämonologie vor einer gänzlichen Niederlage zu schützen sucht. Aber auch diese Brustwehr hält den Angriff nicht aus.

Frei oder nicht frei, das thut hier zur Sache nichts. Denn

Erstlich, die Freiheit ist nicht die Ursach, sondern nur die Möglichkeit der Verirrungen. Die wirkenden Ursachen sind, die Schwachheit, die Unwissenheit, die Leidenschaften. — Diese aber hat doch Gott wol geschaffen; oder, mit andern Worten, Gott

Gott hat den Menschen gemacht, wie er ist, oder wie er war, als er das erstemal fehlte. Also immer fehlerhaft. Gott ist also wirklich, in diesem Falle, die erste Ursach des Uebels.

Gesetzt, ich lagerte Jemanden unter mein Dach. Ich weiß, das Dach ist morsch und hinfällig; ich weiß, daß es zwar, bei Windstille und schönem Wetter, noch immer eine Zeitlang dauern kann, daß es aber den ersten Platzregen oder Sturm nicht aushalten wird. Die Nacht entsteht ein Ungewitter; das Dach stürzt ein, und zerschmettert Den, den ich darunter gelegt habe. — Werden Sie mich nicht für die Ursach dieses Unglücks erklären?

Fromm. Allerdings; denn ob Sie gleich das Dach nicht eingedrückt hätten, so hätten Sie doch immer solche Anstalten getroffen, bei welchen das Unglück höchst wahrscheinlich war.

Vat. Und wenn ich nun ein gutes Barometer hatte, und daran bemerkte, daß es auf Sturm und Ungewitter niedergesunken

ist; oder wenn ich die Gewitterwolke am Horizonte schweben und aufsteigen sähe —?

Fromm. Dann müßten Sie schlechterdings für den Mörder Ihres verunglückten Gastes angesehen werden.

Vat. Nehmen Sie sich in Acht, mein lieber Herr Frommann, und bedenken Sie sich recht, ob Sie dieses Urtheil zurücknehmen wollen, oder ob es bei Ihrem Ausspruch bleiben muß.

Fromm. Ich wüßte nicht, wie ich es zurücknehmen könnte.

Vat. Wohlan, so frage ich Sie:

Wußte Gott, ehe Er den Menschen und alle Geschöpfe schuf, was aus ihnen werden, was sie thun und lassen würden, oder nicht?

Fromm. Allerdings wußte Ers.

Vat. Er wußte es. — Das war mein zweites Argument, womit ich beweisen wollte, daß die Freiheit des Menschen den Schöpfer von der Zurechnung des Uebels nicht losspricht.

Denn,

Denn, Gott wußte es; und Er schuf dennoch. Keine Nothwendigkeit konnte Ihn dazu zwingen. Es war also sein Wille. Also wollte Er das Uebel, und veranlaßte es, ohne Nothwendigkeit.

Sie sagten vorhin, ich wäre der Mörder meines Gastes, der unter den Trümmern des Daches erschlagen wird.

Was würden Sie aber sagen,

1) Wenn ich das Dach selbst gebaut und baufällig gemacht hätte;

2) Wenn ich den Gast hergerufen;

3) Wenn ich — etwa durch magische Künste — das Ungewitter in der Nacht heraufgezogen und dahin geleitet hätte?

Fromm. Da wüßte ich keinen Namen zu einer solchen That.

Vat. Würden Sie mich bloß als eine zufällige Gelegenheitsursach ansehen; oder würden Sie mich beschuldigen, daß ich das Unglück gewollt, und, im strengsten Sinn, angerichtet hätte?

Fromm. Letzteres ohne allen Zweifel.

Vat. Bleiben Sie Ihren Schlüssen treu, und antworten Sie mir.

1) Nicht wahr, Gott hat den Menschen und alle Dinge so gemacht, wie sie sind?

Fromm. Daran ist kein Zweifel.

Vat. 2) Menschen und Dinge sind die Ursachen des Uebels; und Gott sah die Folgen voraus, ehe Er schuf; nicht wahr?

Fromm. Auch dieß ist ganz richtig.

Vat. 3) Frei oder nichtfrei, wie mans nennen will; der Mensch wird, in allen seinen Handlungen, von seinen Vorstellungen, seinen Gefühlen und den Umständen bestimmt?

Fromm. O ja; aber —

Vat. Mit Erlaubniß. — Alle diese Vorstellungen, Gefühle und Umstände sind Folgen der vorhergehenden; und so, nah oder fern, ein von Gott vorhergesehenes Resultat des Wesens der Geschöpfe und der

erſten

ersten Anlage, die Gott unmittelbar machte. Ist das richtig?

Fromm. Es wäre schwer, solches zu widerlegen.

Vat. Müssen wir denn also nicht Gott — der Freiheit der Geschöpfe ohnerachtet — als die Ursach aller Wirkungen, der übeln sowol, als der guten, ansehen? Nehmen Sie Teufel an zu Millionen. — Genug, Gott schuf sie; ihre Bosheit sah Er vorher; Er verhinderte sie nicht; also wollte Er sie. Diese Teufel mögen nun so frei gehandelt haben, als man will; — Gott schuf sie, ob Er gleich ihre Bosheit vorhersah.

Also will ich nur gleich bei Gott stehen bleiben, und sagen: Er hat alles gewollt, alles gemacht — auch das Uebel.

Fromm. Ich gestehe es, der Schluß ist dringend; ich weiß nicht, wie ich mich herauswickeln könnte. Allein die Lehre widersteht mir, ich scheue mich, sie anzunehmen.

Vat. Und warum? Was fürchten Sie? Wird Ihnen besser seyn, wenn Gott Sie der

der Bosheit eines Dämonen preisgegeben hat? Mögen Sie das lieber, als daß Gott Ihre Leiden — die darum nicht größer werden — selbst verordnet?

Fromm. Allerdings ists mir lieber für mich, daß Gott sie verordnet. Aber die Ehre, die Güte und Weisheit Gottes?

Vat. Daß wir doch immer für Gott bekümmert sind, und für seine Ehre fürchten, wenn wir uns seiner nicht annehmen! Sollte denn wol Gottes Ehre wirklich leiden, wenn wir uns derselben nicht annähmen? Welche Ehre für Gott, wenn wir, um eine gute Meinung von ihm zu haben, die Augen zudrücken und uns vor der Wahrheit fürchten!

Können wir es Ihm nicht, ohne unsre parteiischen Argumente für Ihn, zutrauen, daß Er Alles aufs beste gemacht hat?

Und dann — eine schöne Rettung der Ehre Gottes! Bedenken Sie nur, was ich vorher gesagt habe. Um Ihm das Uebel nicht zuzurechnen, geben wir Ihm Schwachheit, Leichtsinn oder Nachlässigkeit Schuld.

O des großen Dienstes, den wir ihm dadurch leisten!

Meine Kinder, ich sehe Gott als die Ursach alles Uebels an; denn ohne seinen Willen konnte es nicht geschehen. Ich freue mich aber dessen; denn ich kann mich auf seine Güte und Weisheit verlassen.

Und, nur um Eines vorläufig zu bemerken —

Gesetzt, ihr hättet einen Schmerz zu erdulden, etwa eine schwere Wunde; wäre es euch gleichviel, ihr hättet sie von einem bösen Buben, oder von einem unvorsichtigen Freunde, oder von einem verständigen Wundarzt bekommen?

Wilh. Das letzte wäre mir das erträglichste; das erste würde am bittersten seyn.

Ferd. Ich möchte lieber gar keine Wunde haben, und gesund seyn.

Vat. Wol recht, mein Kind; davon wollen wir aber nachher sprechen. — Könntest du, Wilhelm, einen Grund von deiner Entscheidung angeben?

Wilh. O ja, und mehrere.

1) Erstlich hätte es der Bube aus Uebelwollen und Bosheit gethan. Schon dieses ist unangenehm, und es betrübt, oder es reizt zum Zorn und zur Rache; es macht Unruh.

2) Von dem Buben, weil er ein boshafter Bube ist, kann ich noch mehr Leiden befürchten. Freilich können der Freund und der Wundarzt mich auch noch verwunden; die Umstände aber, in welchen es geschehen kann oder muß, sind selten. Der Bube aber wartet nicht auf die Gelegenheit, er sucht sie; und da kann er sie oft finden.

3) Der Freund und der Wundarzt werden mir so wenig Schaden thun, als möglich, weil sie meinen Schmerz nicht zur Absicht haben: der Bube aber, soviel er immer kann, weil mein Schaden sein Zweck ist.

Vat. Nun, mein Sohn, wende diese Grundsätze auf die Lehre vom Uebel an. Willst du lieber, daß Gott es dir zufüge; oder

oder ists dir tröstlicher, daß der Teufel es thue?

Wilh. Allerdings wirds mir von Gott erträglicher seyn.

Vat. Es würde mich äußerst betrüben, wenn man mich überführen könnte, daß es ein Andrer thut, und nicht Gott.

Wenn es Gott ist, so zweifle ich, daß das, was wir Uebel nennen, Uebel sey.

Wilh. Wie so, mein Vater? Fühle ichs denn nicht?

Vat. Freilich fühlst du es; damit ists aber nicht ausgemacht.

Gesetzt, die Menschen lebten nicht länger, als gewisse Insecten, die nur einen Tag leben, und die man deswegen Ephemeren nennt. Dabei erreichten sie ohngefehr soviel Verstand, und könnten so gut urtheilen und schließen, als jetzt. Ein solches kluges und scharfsinniges Ephemeron würde während eines heftigen Regens gebohren, und stürbe auch, weil es allzuklug wäre, noch vor dem Ende des Regens. Es wäre

auch gegen den Regen so empfindlich, als wir. — Was würde dies Menschthierchen wol von dem Regen und von der ganzen Welt denken?

Wilh. Es würde sagen, daß die Welt ein trauriger Wohnort ist; daß es nichts als Platzregen giebt, wo man ersäuft.

Ferd. Den Regen müßte es für ein schreckliches Uebel halten, weil es den Nutzen davon noch nicht kennt.

Vat. Sollte es wol glauben, daß Gott, der Allweise und Allgütige, den Regen gewollt, verordnet und gemacht hätte?

Wilh. Ich dächte es kaum.

Vat. Gewiß würde es sagen: Gott konnte das nicht; denn der Regen ist ein gar zu großes Uebel.

Warum aber würde es so sprechen?

Wilh. Weil es den Nutzen des Regens nie gekannt hätte.

Vat. Was würde dazu nöthig gewesen seyn, wenn es diesen Nutzen und die Absichten des Regens hätte kennen sollen?

Ferd.

Ferd. Es hätte länger leben müssen.

Vat. Also kann etwas Uebel scheinen, ohne doch Uebel zu seyn; und um die Frage davon zu entscheiden, muß man das Ende, den Endzweck abwarten, und die Absichten erkennen. Nicht wahr?

Beide. Ja.

Vat. Sollten wir denn also wol im Stande seyn zu entscheiden, was in der Welt gut oder übel ist? und ist denn ganz gewiß das alles Uebel, was wir dafür halten? und zuverlässig gut, was wir an die Stelle des vermeinten Uebels zu setzen wünschten?

Bedenkt, Kinder, daß unser Leben, so lang es auch immer seyn mag, gegen das Ganze doch sehr kurz ist. Wie manches, das vielleicht in Jahrhunderten erst zur Reife kommen mag! Wir aber sehen es in seinem unvollkommenen Zustande; es scheint uns Uebel, weil wir es in seiner Vollkommenheit nicht sehen. Wir sterben dahin, ehe die Absicht und der Nutzen sichtbar werden. Kein Wunder, daß uns das Ding nicht

nicht behagt! Ists denn aber vernünftig, wenn wir sogleich urtheilen: Es ist Uebel?

Zum Beispiel — Man pflegt die giftigen Pflanzen unter die Uebel zu rechnen. — Die Gifte dienen zu manchem Gebrauch; Schierling und Aconite sind heilsame Arzeneien. Quecksilber ist ein tödtliches Gift, und eines der wirksamsten Mittel zur Heilung der Krankheiten. Zu unsern Tagen ist man auf die Vermuthung gekommen, daß die giftigen Pflanzen nicht giftig sind, um dem Menschen zu schaden, sondern daß sie giftig werden, nur weil sie dem Menschen dienen *). Man glaubt, sie werden giftig, weil sie die Luft von schädlichen Dünsten, die sie einsaugen, reinigen. Auf diese Art wären sie eine Wohlthat.

Das Gift hat man sehr bald erkennen gelernt. Den Nutzen der Dinge, und wie sie giftig werden — dies erfoderte mehr Kenntnisse und Beobachtungen. Jahrtausende lang haben die Menschen gelebt und sind

*) Herders Ideen zur Philos. der Geschichte der Menschheit.

sind gestorben, ohne die Nutzbarkeit zu erkennen; und sie haben gesagt: Es ist Uebel. Nun müssen wir sagen: Es sind vortreffliche Geschenke.

Stürme reinigen die Luft; der Hagel mäßiget die drückende Hitze des Sommers; Ungewitter geben der matten Luft ihre Schnellkraft wieder. Der unwissende Mensch aber weiß von der Unreinigkeit, von dem Schaden der Hitze, von der Schnellkraft der Luft nichts; kaum weiß er, daß Luft da ist. Den Schaden, den er nie gefühlt hat, kennt er nicht; er weiß also nicht, daß er von Gefahr gerettet ist, und von welcher. Das weiß er, daß das Rettungsmittel — der Sturm, einige Früchte von seinem Baume, einige zerbrochene Ziegel von seinem Dache abwirft, und ein vernachlässigtes Fenster entzweischmeißt; daß der Hagel sein Feld verdirbt; daß der Blitz manchmal Schaden thut. Das Uebel liegt vor Augen, der Nutzen ist unsichtbar; manches muß also Uebel heißen, das eine große, unschätzbare Wohlthat ist.

Es ist also bei weitem nicht alles Uebel, was uns Uebel zu seyn scheint. Vielleicht giebt es gar kein Uebel in der Welt.

Denn gesetzt, daß alles, was wir Uebel nennen, weil es uns unangenehm ist, oder Schrecken macht — gesetzt, sage ich, dieses alles wäre in der That für jetzt ein Uebel; — es führte aber auch dieses alles zu nützlichen und wohlthätigen Zwecken —: nicht wahr? dann wäre es unrecht, solches: Uebel; zu nennen.

Wilh. Ganz gewiß.

Ferd. Ist es denn mit allem Uebel in der Welt wirklich so?

Vat. Das können wir nicht behaupten. Wer wills aber leugnen? Wer kann sagen, daß das jetzige Uebel nicht die Vorbereitung, der Keim eines zukünftigen Wohls, ein unreifes Gut ist, das einst seine Reife erlangen wird?

Wilh. Das kann freilich wol Niemand entscheidend sagen.

Vat. Und was wäre denn wol aus der Güte und Weisheit Gottes mit der größten Wahrscheinlichkeit zu vermuthen?

Ferd. Ich dächte, dieß: daß alles einst gut werden muß. Denn, weil der Schöpfer gütig ist, kann Er nicht das Uebel, sondern nur das Gute zur Absicht gehabt haben; und weil Er allweise ist, konnte Er in den Mitteln, seinen Zweck zu erreichen, nicht irren.

Vat. Recht, mein Sohn; sein Zweck war Güte. Erreichen muß Er ihn. Also muß alles endlich das Gute zum Ausgang haben. Anders läßt es sich auf alle Wege nicht denken.

Wilh. Liebster Vater, Sie scheinen die Güte und Weisheit Gottes zum Grundsatz anzunehmen, um die Frage von dem Uebel auszumachen. Mich deucht aber, daß wir Gottes Weisheit und Güte alsdann erst mit Zuversicht annehmen können, wann die Frage vom Uebel entschieden ist. Können wir denn Gott für gütig und weise erkennen, wenn Er Uebel gewollt und gemacht hat?

Vat. Wenn es ausgemacht wäre, daß Er wirklich Uebel zur Absicht gehabt, oder aus Versehen geschehn lassen hätte; — freilich nicht. Aber darin irrst du dich, daß wir erst die Frage vom Uebel entscheiden müssen, ehe wir Gottes Güte und Weisheit anerkennen.

Die Güte und Weisheit Gottes erkennen wir schon aus der Schöpfung.

Gott hat Verstand oder Erkenntniß, weil er Dinge zu machen wußte.

Er hat Weisheit — weil sein Werk besteht.

Absichten muß jedes verständige Wesen bei jedem Unternehmen haben.

Wer nichts bedarf, kann nicht sich selbst zur Absicht haben; er muß für Andre thun, was er thut.

Wer nichts fürchtet und nichts erwartet, wer nichts leiden und nichts genießen kann, der kann kein Uebel wollen.

Mithin konnte Gott weder für sich wirken, noch irgend ein Uebel zur Absicht haben.

Er muß also gütig und weise seyn.

Dieses ist klar.

Es ist Uebel in der Welt; mir scheint es so. Es ist aber nicht so klar und so ausgemacht, wie die Güte und Weisheit Gottes. Mithin fange ich an zu zweifeln, daß das, was mir Uebel zu seyn scheint, wirklich Uebel sey; weil meine Vorstellung von dem Uebel nicht ganz mit dem deutlichen Begriff von der Güte und Weisheit Gottes harmonirt.

Denn, mein Sohn, ich untersuche die Frage vom Uebel, eben so wenig, um die Güte Gottes zu erkennen oder zu bestättigen, als ich den Flügel eines Schmetterlings unter dem Mikroscop betrachte, um zu wissen, ob Gott weise und mächtig genug war, einen Schmetterlingsflügel zu machen. Beides thue ich nur, um Gottes Werke kennen zu lernen, und meine Begriffe von Ihm zu entwickeln.

Also kann ich Gottes Weisheit und Güte als Grundwahrheiten annehmen, woraus

ich die zweifelhafte Frage vom Uebel entscheide.

Sollte ich aber nichts zur Auflösung dieser Frage finden, so würde ich dennoch keinen Augenblick an der Güte und Weisheit des großen Schöpfers zweifeln. „Kannst du, würde ich zu mir selbst sagen, „kannst „du es denn Gott nicht zutrauen, daß Er „allgütig und allweise ist, ohne daß du „siehest, ob es auch wirklich wahr ist? „Wird denn Gott nicht weise seyn, sobald „Er nicht so ist, wie du es denkest? Muß „Er dir erst seinen Rathschluß zur Prüfung „mittheilen, ehe du glauben kannst, daß „Er gut und weise gehandelt hat?

Nun aber wollen wir das Uebel, wie es uns vorkommt, näher betrachten.

Das erste, was uns, bei einiger Aufmerksamkeit, gleich auffallen, gleich in die Augen leuchten muß, ist:

Daß das Gute überall viel häufiger da ist, als das Uebel. Und

Daß das Gute — Absicht; das Uebel aber — zufälliger Anhang ist.

Das Gute ist der gewöhnliche Zustand. Der Mensch ist gemeiniglich gesund, Jahre lang; und nur selten verfällt er in eine kurze Krankheit. — Wenn man Menschen antrifft, die Jahre hindurch, oder wol gar ihr ganzes Leben in Siechheit zubringen; so sinds doch immer nur seltene Ausnahmen. — Einer von hundert oder tausend.

Für einen verderblichen Sturm haben wir langezeit heilsame Winde. Oftmals stärkt der Blitz die Luft, ehe er einmal einen dürren Baum zerschmettert, oder eine Hütte in Brand steckt. Das Feuer dient uns alle Tage; zu jedem Augenblick des Lebens ist es uns unentbehrlich: äußerst selten thut es Schaden.

Gegen diese seltenen Uebel hat der Schöpfer uns mit allerlei Rettungs- und Verwahrungsmitteln versehen. Den Sturm brechen Berge und Wälder; wo solche nicht sind, können wir Mauern bauen. Alle brennbare Körper führen Feuchtigkeiten

bei sich, welche die Gewalt des Feuers hemmen. Wasser, Stein und Erde schränken dessen Verheerungen ein. Man kann aus Stein feuerfeste Häuser bauen; und zu unsern Zeiten hat man die Kunst erfunden, Häuser von Holz unbrennbar zu machen. Den Blitz können wir mit einer eisernen Stange und ein wenig Drath, von uns und unsern Wohnungen abhalten. Selbst vor Erdbeben kann der Mensch sich schützen, wenn er will; er darf seine Gebäude nur darnach einrichten. Ueberschwemmungen verhindert er durch Dämme. Weiß doch der Holländer das Meer zurückzuhalten!

Gegen die Krankheiten, die den Menschen befallen, haben wir, in der Arzeneikunde und in allen drei Reichen der Natur, Verwahrungs- und Heilungsmittel, die manchmal wichtige Dienste leisten. Die Pest haben wir von unsern Gegenden vertrieben, wie die Wölfe und Bären.

Ist denn ein Uebel so arg, so beklagenswürdig, wenn es bei uns steht, es zu leiden oder nicht?

Daraus folgt nun, daß das Gute — Absicht; das Uebel hingegen nur — zufälliger Anhang ist; daß der Schöpfer die Absicht hatte, das Uebel zu vermindern, und das Gute zu vermehren; daß sein Hauptzweck das Gute war; und daß, wenn Uebel mit in seinem Plan stattfindet, solches nur als Mittel zu guten Zwecken beabsichtet war.

Man siehts augenscheinlich, daß der Wind die Luft zu reinigen bestimmt ist, denn alles in der Natur steht dagegen fest; und wenn der Mensch bauen will, darf er nur fest bauen: wer verwehrts ihm? Der Wind wirft das Obst von den Bäumen. — Das Vieh, das nicht auf die Bäume klettern kann, will auch leben. Das schadhafte und überhäufte Obst muß herunter, damit das übrige seine Vollkommenheit und Reife desto besser erlange.

Der Regen ist gemacht, die Saaten — nicht niederzuschlagen, sondern zu wässern. Das Feuer — nicht unsre Häuser zu verzehren, oder unsre Körper zu verwunden; sondern unser Blut flüssig zu machen, unser

Leben zu erhalten, uns die nöthige Wärme zu geben, und alle die Dienste zu leisten, die wir daraus ziehen können.

Den Stier hat uns der Schöpfer gegeben, nicht daß er uns mit seinen Hörnern durchbohre; sondern, um uns mit seinem Fleische zu nähren, mit seinem Felle zu bedecken, mit seiner Stärke zu dienen, um unsre Felder zu bauen, unsre Lasten zu tragen und zu schleppen.

Den Winter verordnete Gott — nicht, um uns durch erstarrende Kälte zu plagen; sondern, weil Er auch andern Gegenden der Erde den erwärmenden Sonnenblick gewähren wollte. War es nicht auch seine Absicht, daß die Kälte des Winters uns stärken, die Gährung und Fäulniß verhindern sollte, wozu der Sommer den Saamen ausgestreut hatte?

Gott gab überdieß dem Menschen Mittel an die Hand, das Gute zu befördern und das Uebel abzuwenden, zu mäßigen, wieder gut zu machen. War es also nicht seine Absicht, daß der Mensch das Gute vermehrte und das Uebel verminderte?

Ferd. Aber Gott hat auch dem Menschen das Vermögen gegeben, sich Schaden zu thun, das Uebel ärger zu machen, das Gute zu verhindern und zu verderben. Könnte man nicht sagen, daß die Absicht Gottes dabei war, daß der Mensch das Uebel vermehren und das Gute verhindern und verderben sollte?

Vat. Darin wäre mehr Witz, als wahre und richtige Vernunft. Denn Gott wußte wohl, daß der Mensch letzteres nicht wollen würde. Das wußte Er aber, daß der Mensch alle Kraft anwenden würde, so viel als möglich das Gute zu befördern und zu vermehren; das Uebel hingegen zu verhindern und einzuschränken.

Das Uebel in der Welt also ist nicht Absicht, nicht Zweck des Schöpfers, sondern bloß zufälliger Anhang des Guten.

Wilh. Aber warum entsteht denn das Uebel? Konnte das Gute in der Welt nicht ohne Unordnung und Uebel stattfinden?

Vat. Sage mir, mein Lieber, wenn ein Sturm vom Meere kommt, um uns frucht-

bare Wolken zu bringen, oder unsre Luft von stinkenden Nebeln und faulenden Dünsten zu reinigen; und er trifft unterweges ein Schiff, das nicht weit von Klippen oder Untiefen ist, oder auf dem Lande ein morsches Gebäude, oder eine Feuersbrunst; sage mir, wie willst du das bevorstehende Uebel, das Scheitern des Schiffes, den Umsturz des Hauses, die Ausbreitung der Feuersbrunst, vermeiden? Soll der Wind gleich stocken; soll er die Regenwolke fallen und uns an ansteckenden Krankheiten umkommen lassen, bis die Feuersbrunst gelöscht, bis das Schiff vorüber ist, oder bis es dem trägen Hausbesitzer beliebt, sein Haus von neuem aufzubauen? Wann wird der Wind wehen können, wenn er nur dann erst wehen soll, wenn kein Schiff mehr auf dem Meere, kein hinfälliges Haus auf dem Lande seyn wird? Siehst du die Unmöglichkeit nicht?

Dieser hat Korn gesäet; er braucht Regen. Sein Nachbar mähet eine Wiese; trockne Luft wäre ihm günstig. Was Diesem gut ist, das schadet dem Andern.

Wie ist hier das Uebel zu vermeiden? Der Eine freuet sich; der Andre klagt.

Wilh. Das ist wahr, liebster Vater. Es könnte doch aber manches vermieden werden. Zum Beispiel, die Feuersnoth.

Vat. Das Feuer willst du doch nicht weggeschafft wissen?

Wilh. Bewahre! Das Feuer ist uns viel zu nothwendig.

Vat. Nun, etwa die Brennbarkeit verschiedener Körper?

Wilh. Auch diese nicht; denn ohne diese ist kein Feuer möglich.

Vat. Feuer und Brennbarkeit müssen also bleiben: wie wollen wir denn nun das Brennen gewisser Dinge, als des Holzes in unsern Häusern, verhindern?

Soll das Holz auf unsern Heerden und in unsern Oefen brennbar, und eben dasselbe unverbrennlich seyn, sobald wir es zu Dielen, Balken, Treppen und Geräthen bestimmt

bestimmt haben? — Dann müßte die Beschaffenheit der Dinge sich nach unserm Wohlgefallen richten.

Oder soll das Feuer die Dinge, die wir ihm geben, begierig ergreifen, und vor denen, die wir verwahren wollen, fliehen?

Siehe zu, mein Sohn, welchen Vorschlag du wählen willst.

Ferd. Keines von diesen Dingen ist möglich.

Vat. Nein. Nur die Vorsicht und die Kunst des Menschen kann den Schaden verhüten. Er bringe brennbare Dinge, wenn sie nicht brennen sollen, dem Feuer nicht zu nah; dann wird er sicher seyn.

Das Uebel ist also nicht Absicht in der Schöpfung; es ist ein unvermeidlicher Anhang des Guten, eine Nebennothwendigkeit, die nicht gehoben werden kann.

Man pflegt in der Welt zu sagen: Das ist gut, es kann also nicht schaden. Dieß ist ganz falsch. Es ist in der Welt nichts von Natur Uebel. Das Uebel ist immer eine Wirkung des Guten. Um das Uebel aus der Welt zu nehmen, müßte man alles Gute daraus reißen.

Doch für heute mags genug seyn. Gute Nacht, meine Kinder.

Siebenzehntes Gespräch.

Das Uebel ist eine Wirkung des Guten.

Vater.

Gestern beschlossen wir unsre Unterredungen mit dem Satze, daß es in der Natur kein eigentliches Uebel, kein Ding gäbe, das von Natur böse oder schädlich zu nennen sey; sondern daß alles Uebel eine Wirkung guter Dinge und Kräfte wäre. Diesen Satz wollen wir jetzt untersuchen.

Die Gifte, zum Beispiel, sind nicht in allen Umständen und für alle Geschöpfe Gifte. Viele sind heilsame Arzeneien, manche dienen in den Künsten, und einige sind Speisen für gewisse Geschöpfe. Es ist kein Wunder, daß, bei der Mannigfaltigkeit der Dinge auf Erden, und bei der Verschiedenheit der Anlagen und Beschaffenheiten,

dem

dem Einen schädlich sey, was dem Andern heilsam ist. Die Luft tödtet solche Thiere, die in den Eingeweiden des Menschen und in der Erde ihren Ort haben. Die Fische können in der Luft so wenig leben, als wir unter dem Wasser. Der Grönländische Bär stirbt bei uns vor Hitze, und der Elephant vor Kälte.

In den Apotheken sind alle Gifte zu haben; ein Beweis, daß sie nützlich sind. Denn zum Vergiften werden sie nicht gehalten. Eben so hält und giebt sie die Natur — nicht zum Vergiften, sondern zum Gebrauch.

Für Kinder ist der Wein ein wahres Gift; alte Leute können ihn mit Nutzen trinken.

Einem kalten Magen schaden kühlende Speisen und Getränke; wärmende sind ihm heilsam. Diese schaden hingegen einem warmen Magen, dem die Kühlungen eine Stärke gewähren.

Es ist also alles gut, wenn es nur recht gebraucht wird.

Wilh.

Wilh. Aber, lieber Vater, die Krankheiten —! Sind denn auch die gut?

Vat. Eben so wenig, als Vergiftungen und Feuersbrünste. Sie sind aber nicht die Ursachen, sondern die Wirkungen; und ich rede hier von den Ursachen, die das Uebel erzeugen.

Wilh. Sind denn die Krankheiten Wirkungen guter Ursachen?

Vat. Allerdings. Alle Krankheiten entstehen:

1) Weil der thierische und vornemlich der menschliche Körper außerordentlich sehr zusammengesetzt ist, und aus sehr feinen und zarten Bestandtheilen besteht.

2) Weil die Dinge auf ihn wirken.

Wenn der Körper steif und hart, wie Holz, Stein oder Eisen wäre, dann würde er wenig zu leiden haben. Allein er hätte dann auch keine Bewegung, keine Empfindung, kein Leben. Wenn das Alter seine Theile nur in etwas verhärtet, so kann der Mensch nichts mehr thun, er empfindet kein

kein Vergnügen, alle seine Sinne werden stumpf. Auf der Zusammensetzung des Körpers, auf der Zartheit seiner Theile beruht also sein Leben und sein Genuß. Diese einzige Quelle alles seines körperlichen Wohlseyns und seiner sinnlichen Vergnügen aber, ist auch zugleich die Quelle aller seiner körperlichen Leiden. Nur weil er sehr zusammengesetzt ist, können seine Bestandtheile in Unordnung gerathen; nur weil seine Theile zart sind, stehen sie allen Eindrücken von außenher offen. Und wie wäre es möglich, den Körper so zart zu machen, als es das Leben, die Bewegung und der Genuß erfodern, und ihn zugleich vor den gewaltigen Eindrücken von außenher zu bewahren?

Gebet auf folgende Betrachtung Acht.

Das körperliche Vergnügen besteht in Gefühlen. Geruch ist das Gefühl riechender Körper; Geschmack, Gehör, Gesicht sind Annehmung äußerlicher Eindrücke. Alles körperliche Vergnügen erfodert also, daß unser Körper zart genug sey, um die Eindrücke von außenher anzunehmen.

Der körperliche Schmerz ist gleichfalls zum großen Theil äußerlicher Eindruck. Wie wäre es nun möglich, einen Körper zu machen, der die angenehmen Eindrücke empfinden könnte, ohne daß die unangenehmen auf ihn wirkten? Wer sich an dem Geruch einer Rose erfreuen will, wie wird der sich dem übeln Geruch entziehn?

Noch eins. — Die angenehmen Eindrücke sind deßwegen angenehm, weil sie mäßig sind. Sobald sie zu stark werden, oder zu lange anhalten, sind sie widrig und sogar schmerzhaft. Eine Rose vergnügt uns durch ihren Duft; jenes Mädchen, das sich poetische Grillen in den Kopf gesetzt hatte, machte sich ein Rosenbett, und starb an ihrer Wollust. Fast alle unangenehmen Eindrücke sind nur deßwegen unangenehm, weil sie zu heftig sind. Schädlich werden sie nie anders, als durch Uebermaaß. Also sind die behaglichen Eindrücke mäßig, die schädlichen heftig.

Wenn man also Vergnügen genießen, und gegen allen Schaden gesichert seyn wollte, müßte man ein Mittel ersinnen, unsern

Körper für sanfte Gefühle weich, und doch so hart zu machen, daß heftige Eindrücke ihn nicht rührten. Er müßte die Kühlung eines Sommerabends empfinden, und gegen die Kälte des Winters unempfindlich seyn. Wie ist dies zu gedenken?

Wenn wir also Vergnügen empfinden wollen, müssen wir auch Schmerz fühlen können. Der Schmerz, die Krankheiten beruhen also auf der vortrefflichen Bildung unsers Körpers. Ein Stein wird nie krank. Das Uebel ist also eine Wirkung des Guten.

Ferd. Sind denn aber die Erdbeben auch etwas Gutes?

Vat. Du frägst wieder unrecht. Ich sage nicht, daß das **Uebel**, sondern, daß die **Quelle** des Uebels, gut ist.

Erdbeben sind ohnstreitig eine furchtbare Plage. Sie entstehen aber aus einem vortrefflichen Gute, nemlich aus dem unterirdischen Feuer. Dieses aber muß in der Erde den Grad der Wärme unterhalten, der zu ihrer Fruchtbarkeit nöthig ist, wie die Sonne es von außen thut. In der

Erde werden Metalle, Salze und Steine bereitet: kann dieses ohne Feuer geschehen? Das unterirdische Feuer muß seine Ausgüsse haben; das sind die Volkane oder feuerspeienden Berge. Es nimmt zuweilen Ueberhand, wenn es einen reichen Vorrath von Materialien findet; und dann, wenn es nicht Luft bekömmt, bricht es mit Gewalt durch die Erde hindurch, erschüttert und zerreißt dieselbe.

Die Quelle des Uebels ist immer das Gute; dieser Satz ist allgemein. Nur müßt ihr die Wirkung nicht mit der Ursach verwechseln. Die Wirkung ist Uebel; die Ursach ist gut.

Wilh. Nun fasse ich die Sache. Zum Beispiel, die Wärme und die Hitze sind gut; nur schaden sie, wenn sie auf etwas kommen, das schon warm genug oder wol gar zu heiß ist.

Vat. Ganz recht. Und zwar ist das Uebel immer desto größer, je vortrefflicher die Ursach desselben ist. Was wenig gut ist, schadet wenig; das Vortreffliche aber

ist gefährlich. Je besser also ein Ding ist, desto mehr muß ich mich davor in Acht nehmen.

Das Feuer leistet uns die größten Dienste, ist aber auch eines der gefährlichsten Dinge in der Natur. Je größer es ist, desto mehr kann es schaden. Von dem kleinen Feuer auf dem Heerde eines Armen hat man keine Feuersbrunst zu besorgen, wenn man nur die geringste Vorsicht dabei gebraucht. Schmelz- und Brennöfen müssen schon viel fester gebaut seyn, wenn man das Feuer darin nicht fürchten soll.

Ein stumpfes Messer ist schlecht, und thut wenig Dienste; es kann aber auch wenig schaden. Ein scharfes Messer ist gut, weil man damit vieles verrichten kann; wenn es aber unvorsichtig gehandhabt wird, ist es auch desto gefährlicher. Es geht so tief in den Körper, als es scharf in andre Dinge schneidet.

Das Pferd, der Ochs, der Hund, welche durch ihre Kraft und ihren Muth so vortreffliche Gehülfen des Menschen sind, kön-

nen nach eben dem Maaße furchtbar werden. Das Schaaf kann nicht schaden; es dienet aber auch nicht; zu beiden, zum Schaden und zum Dienste ist es zu schwach. Jene sind immer um desto furchtbarer, je stärker und muthiger sie sind. Der rasche Hengst schlägt und beißt fürchterlich; der matte Gaul wird weder beißen noch schlagen.

Der kleine Strom, durch den man waten kann, überschwemmt nicht; und wenn er übertritt, reicht sein Wasser nur einige Fuß von seinen Ufern; Wohnungen und Felder sind vor ihm sicher; und man nimmt sich die Mühe nicht, ihm Dämme entgegen zu setzen. Er hat aber keine Fischerei und trägt keine Fahrzeuge. Der Rhein ist groß und majestätisch; er trägt Schiffe, und macht die Städte an seinen Ufern blühen. Seinen Ueberschwemmungen mußte man aber Dämme entgegensetzen, die er nicht selten übersteigt. Er verheert die Felder weit und breit, und setzt die Gegend in Bestürzung.

Je mehr der Mensch Kraft, Muth und Verstand hat, desto mehr ist sein Zorn furchtbar. Der Bewaffnete, der seine Freunde vor Angriffen sichert, ist seinen Feinden gefährlich.

Kurz, es ist ein allgemeiner Grundsatz, der sich über alles erstreckt:

„Was gut ist, kann scha-
„den; und schadet immer um
„so viel mehr, als es vor-
„trefflicher ist.„

Dieß kann nicht anders seyn. — Denn Dienen, Gutes thun, erfodert Kraft. Je größer diese Kraft ist, desto mehr kann sie wirken; das heißt in diesem Falle, Gutes thun. Wenn aber die Kraft unrecht angewandt wird — da muß sie auch wirken. Und diese Wirkung wird Schaden seyn, weil sie am unrechten Orte geschieht. Je größer die Wirkung, desto größer auch der Schaden. Das ist ganz natürlich.

Von der andern Seite ist wohl zu bemerken, daß das Uebel am häufigsten, nicht das Gegentheil des Guten, sondern das

Gute selbst im Uebermaaß, ist. Nicht allein in der Ursach, sondern auch in der Wirkung.

In der **Ursach**:

Feuersbrünste sind nichts, als ein Uebermaaß eines sehr wohlthätigen Dinges in der Natur, des Feuers.

Ueberschwemmungen sind ein Uebermaaß des eben so wohlthätigen Wassers.

Drückende Hitze ist ein Uebermaaß der nützlichen Wärme.

Kälte, ein Uebermaaß der stärkenden Kühlung.

Der Sturm ist nur ein allzustarker Wind; der Wind aber ist an sich sehr nützlich und heilsam.

In der **Wirkung**:

Jede mäßige Empfindung ist angenehm. Sobald aber eben dieselbe, ohne irgend eine Verändrung, zu stark wird, oder zu lange anhält; das heißt, sobald sie entweder

der in dem Grad oder in der Dauer übermäßig wird, verwandelt sie sich in Schmerz.

Der Schmerz ist also hier weiter nichts, als das Uebermaaß des Vergnügens.

Zuviel oder zu rasche Bewegung ermüdet — Bewegung, wenn sie mäßig ist, gewährt ein großes Vergnügen.

Mäßig essen, ist eine der Freuden des Lebens — Sie verwandelt sich aber in Ekel, wenn sie übermäßig wird.

Spiel und Vergnügen werden unerträglich, machen tödtliche Langeweile, wenn man sie über die Schranken hinaus treibt.

Also ist das Uebel

1) entweder — **unrecht angebrachtes**;

2) oder — **übermäßiges Gutes**.

Wilh. Dieses haben Sie uns, bester Vater, von vielen Uebeln bewiesen; gilt denn das aber auch von allen Arten des Uebels?

Vat. Das können wir nicht von allen Arten so augenscheinlich beweisen. — Aber dieses findet nur in solchen Fällen statt, wo wir die Dinge und ihren Zusammenhang nicht recht kennen. Wenn wir also in diesen Fällen nicht behaupten dürfen, daß das Uebel wirklich nichts anders ist, als unrecht angebrachtes oder übermäßiges Gutes, weil wir es nicht deutlich sehen: so dürfen wir doch auch nicht entscheiden, daß es anders ist. Die Sache muß also von der Seite unentschieden bleiben. Nicht wahr?

Wilh. Ja.

Vat. Nun aber, erwäget folgende Wahrscheinlichkeiten genau.

1) In allen Fällen, die ich deutlich einsehe, ist es augenscheinlich, daß das Uebel nichts anders ist, als Gutes im Uebermaaß, oder bei unrechter Anwendung.

Alle Fälle, wo ich das nicht finde, sind unentschieden.

Kein einziger Fall, von welchem ich sagen könnte: Dieß ist offenbar reines Uebel, oder

oder die Wirkung einer Kraft, die an und für sich und ihrer Natur nach schädlich ist.

2) Aus andern Gründen ist mir ungezweifelt gewiß, daß der Urheber der Welt weise und gütig ist; daß Er das Uebel, als Uebel, nicht wollen und beabsichten **kann.** Alles, was Er will und thut, **muß** gut seyn. — Es muß —

Was kannst du aus diesen Betrachtungen für einen Schluß ziehen?

Wilh. Daß auch dasjenige Uebel, das ich nicht ganz erkenne, gut seyn muß.

Vat. Und dieser Schluß, wird der nur eine schwache Vermuthung seyn, oder wird er eine große Wahrscheinlichkeit haben?

Wilh. Die größte Wahrscheinlichkeit; und er wird mich so gut überzeugen, als die Gründe für die Bevölkerung des Mondes und aller Planeten.

Vat. Ich sehe auch nicht, wie es möglich wäre, daran zu zweifeln.

Also ist das Uebel nichts, als eine Verirrung guter Kräfte, oder das Uebermaaß ihrer Wirkung und des Genusses.

Ferd. Warum verhindert aber Gott diese Verirrungen oder dieses Uebermaaß nicht?

Vat. Gott hat allerdings Vorkehrungen getroffen, vermöge welcher der mögliche Schaden gemildert und beschränkt wird.

Ueberall hat Er den Kräften der Natur andre Kräfte entgegengesetzt, um ihre Ausschweifungen zu verhindern.

Wind und Wolken mäßigen die Hitze der Sonne.

Berge und Wälder hemmen den Sturm.

Der Winter verhindert die Fäulung, wozu der Sommer Anlaß gegeben hat.

Thiere und Menschen haben Kräfte bekommen, das Uebel zu fliehen, abzuwenden, zu lindern und zu verbessern.

Noch ist zu bemerken, daß die Kräfte des Menschen, dem Uebel zu steuern, mit dem

Maa-

Maaße des Uebels, dem er ausgesetzt ist, fortwachsen.

„*) Diese Kräfte sind von zwiefacher „Art.

„Die ersten mildern das Uebel dadurch, „daß sie den Menschen in den Stand setzen, „solches zu ertragen.

„Die andern mindern es, wenden es „ab, verhindern oder heben es wol gar.

„Es ist außer allem Zweifel, daß man „sich an das Uebel so gewöhnen kann, daß „man es weit leichter, als zu Anfange, „erträgt; und zuweilen, daß man es gar „nicht mehr fühlt. Wer immer gesund ge= „wesen ist, leidet bei der geringsten Un= „päßlichkeit, wird unruhig, ängstlich, „bange. Derjenige aber, der schon meh= „rere Krankheiten ausgestanden hat, lei= „det bei weitem nicht so viel; er ist still „und gelassen. Der Jüngling, der in die „Welt tritt, und nun die erste Härte, die erste

*) Siehe mein Werk: Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels. 2 Band. S, 26. f.

„erste Beleidigung oder Ungerechtigkeit er-
„fährt, fühlt sie heftig; er wird wüthend
„oder niedergeschlagen. Der erfahrne
„Mann, der den Lauf der Welt kennt, ist
„freilich dabei nicht gleichgültig; allein er
„weiß sich zu fassen. Manches Uebel ver-
„liert durch die Gewöhnung seine ganze
„Kraft. — Von der Art sind die Ar-
„muth, die Rauhigkeit des Himmels und
„die mehresten Gefahren. Der Reiche ist
„unglücklich, wenn er arm wird —; der
„Arme ist zufrieden. Der Grönländer
„fürchtet die Kälte nicht, und der Neger
„nicht die Hitze. Dem Alpenbewohner
„schwindelt nicht vor den schrecklichen Fel-
„senklüften; und der geübte Soldat fürch-
„tet sich nicht vor dem Schwerdte und dem
„Geschütz; — wenigstens benimmt er sich
„dabei ganz anders, als unser Einer thun
„würde. Hier und in allen Fällen giebt
„**Gott das Kleid nach der Witterung** *)
„— das heißt: Der Mensch ist so beschaf-
„fen, daß er in jeder Lage die Kräfte fin-
„det, die Beschwerden seiner Lage zu tra-
„gen.

*) Ein französisches Sprichwort. Dieu donne la robe selon le froid.

„gen. Diese Kräfte aber bekommt er von „dem Uebel selbst, welches ihn stärket.

„Es ist auch sehr merkwürdig, daß das „Vermögen, das Uebel abzuwenden, gut „zu machen, oder den Schaden zu ersetzen, „mit dem Uebel in gleichem Maaße fort„wächst. Die polizirten Völker, welche „mehreren Krankheiten, als die rohen Na„tionen, unterworfen sind, haben die Ar„zeneiwissenschaft. Mit ihren Kenntnis„sen wachsen quälende Begierden; mit „diesen aber auch zugleich die Mittel, sol„che zu befriedigen.

„In den mildern Himmelsgegenden, wo „die Erde oder das Meer die wenigen Be„wohner reichlich nährt, ist der Mensch „träge und dumm; er weiß sich kaum bei „den geringsten Vorfällen zu helfen. In „dürren Gegenden, in Sümpfen, in Hei„den, wo der sandige oder überschwemmte „Boden nicht einmal dem Vieh Futter „giebt, weiß der Mensch durch Kunst, der „Erde ihre Gaben abzuzwingen. Da, wo „ihn die Sonne erwärmt, macht der „Mensch elende Leimhütten; wo ihm aber

„diese,

„dieſe, einen groſsen Theil des Jahres,
„ihre Wohlthaten verſagt, führt er Palläſte auf, die dem Sturm und Froſte trotzen. — Mit einem Wort — der
„Menſch findet — noch beſſer — er
„macht ſich das Kleid nach der Witterung.„

Alſo giebt es in der Welt Kräfte, die dazu beſtimmt ſind, das Uebel zu hemmen, zu mildern und einzuſchränken.

Daher aber entſteht eine neue Gattung von Uebeln.

Ich will ſagen — Der Mangel des Guten.

Auch dieſes iſt ein Uebel, worüber die Menſchen ſehr klagen.

Dem Einen iſt es nicht warm, dem Andern nicht naſs genug.

Es iſt ſehr zu vermuthen, daſs ſo viele gegen einander wirkende Kräfte manchmal ihre Schranken überſchreiten: daſs die hemmenden die wirkenden zu ſehr beſchränken.

Wie ist es anders bei der großen Mannigfaltigkeit möglich?

Nun, meine Kinder, werdet ihr vermuthlich nicht mehr so viel Anstoß an dem Uebel in der Welt finden. Es wird auch kein Einwurf mehr wider die göttliche Güte seyn.

Beide. Nein.

Vat. Es bleibt noch immer etwas übrig; das will ich morgen erst mit euch betrachten. Für heute ist es genug.

Achtzehntes Gespräch.

Das Uebel ist sehr nützlich.

Vater.

Habt ihr das wohl begriffen, was ich euch gestern von dem Uebel in der Welt gesagt habe, meine Lieben?

Beide. O ja.

Vat. Habt ihrs denn auch behalten? Denn begreifen hilft nicht viel, wenn man sogleich vergißt.

Beide. Wir haben es behalten.

Wilh. Wir haben heute schon viel davon gesprochen.

Ferd. Und auch die Hauptsachen in unsre Bücher geschrieben.

Vat. Recht gut. Also werdet ihr mir diese Hauptsachen wiedersagen können. Machet doch damit einen Versuch.

Wilh. 1) Es ist in der Welt gar keine Kraft, die ihrer Natur nach böse sey; sondern alles Uebel kömmt vom Guten.

Und zwar

2) ist das Gute der Zweck, und das Uebel bloß ein Nebenzufall, der nicht beabsichtet war.

3) Das Uebel ist nicht zu vermeiden; weil Eines und dasselbe, in verschiedenen Verhältnissen, bald gut, bald übel ist; so daß dem Einen das schadet, was dem Andern nützet.

4) Daher denn das Uebel eine Nebennothwendigkeit ist.

5) Das Gute erzeugt das Uebel,

a) entweder durch Mangel,

b) oder durch unrechte Anwendung,

c) oder durch Uebermaaß.

6) Der Mangel kommt von den einschränkenden Kräften, welche das schädliche Uebermaaß verhüten sollten.

Also ist der Mangel auch ein zufälliger Anhang des Guten, der Absicht, das Uebel zu hemmen.

Ferd. Eines vergißt du, lieber Bruder.

Das Uebel, wovon wir dieses nicht augenscheinlich sehen, fließt doch sehr wahrscheinlich aus eben denselben Quellen; nur daß wir diese Quellen nicht kennen. Wir vermuthen es aber mit der größten Zuversicht, weil wir aus andern Gründen gewiß wissen, daß Gott gütig und weise ist.

Wilh. Ich würde diesen Punkt nicht übergangen haben.

Gott hat in die Dinge, in die Thiere und in den Menschen Kräfte gelegt, wodurch manches Uebel vermieden und eingeschränkt wird.

In dem Menschen ist diese Kraft zwiefach.

1) Die Abhärtung durch die Gewohnheit, wodurch das Uebel dermaßen eingeschränkt wird, daß der Mensch es weniger fühlt.

2) Das Vermögen, das Uebel vorherzusehen, abzuwenden, zu mäßigen; wodurch es nicht allein in seiner Wirkung gemildert, sondern gar seine Kraft eingeschränkt wird.

Vat. Hier hat Herr Frommann gewiß Hand mit angelegt. Diesen letzten Satz hast du nicht allein niedergeschrieben.

Wilh. Das ist wahr, bester Vater; Herr Frommann hilft uns allemal unsre Auszüge aus den Unterredungen machen. Das wird Ihnen doch nicht unangenehm seyn?

Vat. Keinesweges. Für euch allein könntet ihr das nicht.

Ferd. Es sind uns aber hierbei zwei Fragen eingefallen.

Vat. Welche?

Ferd. Erstlich: Warum schuf denn Gott die Welt nicht so, daß gar kein Uebel entstehen, keine gute Kraft sich verirren, oder übermäßig gestärkt oder geschwächt werden konnte?

Zweitens: Warum verhindert Gott diese Verirrungen, diese übermäßige Schwächung und Verstärkung nicht? Es wäre ihm ja wol ein Leichtes, den Wind, zum Beispiel, niemals zum Sturm werden zu lassen; den Hagel, wenn er zur Kühlung im Sommer, den Blitz, wenn er zur Reinigung der Luft nöthig ist, so zu führen, daß dieser niemals auf die Erde, und jener immer auf Heerstraßen, wüste Plätze oder ins Wasser fiele.

Warum ist das nicht so? Das wäre doch, deucht mich, besser.

Vat. Ist euch auf diese Frage und auf euren Schluß nichts eingefallen?

Wilh. O ja; wir dachten: Gott hat es gemacht; gewiß weiß Der es besser, als wir. Seine Einrichtung wird besser seyn, als unsre Vorschläge. Es wäre

uns doch aber angenehm, das Beßre in dieser Einrichtung zu sehen. Deswegen wünschten wir, daß Sie uns etwas darüber sagen möchten.

Vat. Wenn ich euch nun darüber nichts sagen könnte?

Wilh. Wir würden immer versichert seyn, daß Gottes Einrichtung die beste ist; nur würden wir bedauern, daß wir dies Beßre nicht einsehen konnten.

Vat. So, meine Kinder, wünsche ich, daß euer Vertrauen auf den allweisen und allgütigen Schöpfer sey und bleibe. Deßwegen halte ich euch diese Lehre, die ich schon mehrmals wiederholt habe, bei jeder Gelegenheit vor. Wir können, wir müssen Gott vertrauen, wenn wir auch seine Wege nicht einsehen; weil wir von keiner Sache den Ausgang wissen.

Wenn wir nun diese allgemeine Betrachtung zum Grunde gelegt haben, so können wir weiter nachforschen; und da werden wir finden, daß unser Vertrauen vernünftig ist.

Wilh. Können Sie denn, bester Vater, wirklich etwas zur Beantwortung unsrer Fragen anführen?

Vat. Allerdings, mein Kind. Und was die erste anbetrifft, nemlich —

„Warum schuf Gott die Welt nicht so,
„daß gar kein Uebel geschehen, gar
„keine gute Kraft sich verirren, oder
„übermäßig gestärkt oder geschwächt
„werden konnte?„

so mußtest du erst fragen, ob dieses möglich sey.

Wilh. Warum nicht möglich? Gott ist ja allmächtig; also muß Er Alles machen können.

Vat. Ja, alles, was an sich nicht unmöglich ist. Du scheinst dich dessen nicht zu erinnern, was ich euch von der Allmacht Gottes gesagt habe *), und ziemlich in dem allgemeinen Vorurtheile zu seyn, vermöge welches die Menschen denken, Gott könne alle Einfälle, die sie nur auszudrücken vermögen, wirklichmachen.

Denkst

*) 11tes Gespräch.

Denkst du denn, zum Beispiel, daß Gott mit seiner Allmacht ein rundes Viereck hervorbringen könnte?

Wilh. Nein, das nicht; denn das ist nichts, eine unmögliche Vorstellung. Was viereckigt ist, das ist nicht rund, und umgekehrt. Eines schließt immer das andre aus.

Vat. Und wenn es nun mit deinem Vorschlage, von einer Welt ohne Uebel, eben so wäre, wie dann?

Wilh. Es ist, deucht mich, ein großer Unterschied dazwischen.

Vat. Kein andrer, als daß du die Unmöglichkeit des runden Viereckes augenscheinlich; die Unmöglichkeit deiner Welt aber ganz und gar nicht einsiehest.

Solltest du diese Unmöglichkeit aber nicht vermuthen?

Wilh. Ich wüßte nicht.

Ferd. Mich deucht, ich sehe sie. Ist Gott allweise, allgütig und allmächtig, so

muß das, was Er gemacht hat, das Allerbeste seyn. Mithin ist eine Welt ohne Uebel entweder nicht möglich, oder doch nicht so gut, als diese. War das recht, lieber Vater?

Vat. Vollkommen recht. Ja, ich vermuthe, ich bin gewiß, daß eine Welt ohne Uebel unmöglich ist; schon deßwegen gewiß, weil Gott nicht eine solche Welt geschaffen hat.

Ich kann aber noch einen andern Grund angeben, der meine Vermuthung zur gänzlichen Gewißheit erhebt.

Wilh. Welchen?

Vat. Bedenke einmal die Menge der Kräfte, die in der Welt mit einander und gegen einander wirken, die bald zusammentreffen, bald wieder einander hemmen und widerstehen.

Licht, Finsterniß, Wärme, Kälte, Luft, Feuer, Wasser, Winde, Electricität und Magnetismus, Schwere und Anziehung, lebendige Kräfte in Pflanzen, Thieren und

Men-

Menschen, Vorstellungen, Begierden, Leidenschaften.

Bedenke, von der andern Seite, die verschiedenen Gegenstände, auf welche diese Kräfte wirken. Steine, Metalle, Pflanzen, Thiere sollen gebildet werden. Ihre Bedürfnisse sind unendlich von einander verschieden; ihre Empfänglichkeit der Eindrücke ist mannigfaltig. Hier wird Feuchtigkeit und Kühlung, dort Wärme und Trockenheit erfodert. Hier temperirte Luft, dort Hitze. Der Eine verlangt starke Eindrücke; der Andre kann diese nicht ertragen, und muß nur gemäßigte Gefühle haben. Eisen muß geschmolzen werden können, so gut als Wachs. Was erfodert es aber für ein Feuer? Das Wachs wird dadurch nicht geschmolzen, sondern verzehrt.

Bedenke, unter der Mannigfaltigkeit von Kräften und Gegenständen ihrer Wirkungen — —

1) Daß jede Verirrung der Kraft, die auf einen Gegenstand wirkt, da sie auf einen andern wirken sollte, ein Uebel ist.

2)

2) Daß jedes Uebermaaß der Kraft ein Uebel ist.

3) Daß dieses Uebermaaß nicht in der Kraft selbst, sondern nur durch die Natur des jedesmaligen Gegenstandes ihrer Wirkung bestimmbar ist.

Z. B. Ist dies Feuer zu groß? Das weiß ich nicht. Es kommt darauf an, wozu ihrs brauchen wollt. Euer Essen zu bereiten, eure Zimmer zu wärmen, einen Felsen zu sprengen, Eisen zu schmelzen, Backsteine zu härten? Eines muß klein, das andre groß seyn.

Wenn ich also eine Kraft nach Einem Gegenstande abmesse und bestimme, so ist sie für andre Gegenstände zu schwach, für andre noch viel zu stark, und in beiden letzten Fällen immer ein Uebel, ich mags machen, wie ich will.

4) Daß folglich jeder Mangel an Kraft ein Uebel ist. Und

5) daß dieser Mangel an Kraft nur durch die Empfänglichkeit des Gegenstandes ihrer Wirkung bestimmt werden kann.

Z. B.

z. B. Ein sanfter Wind ist stark genug, um eine Kühlung zu gewähren; aber zu schwach, den ungesunden Nebel zu vertreiben, oder wohlthätige Regenwolken herzuführen.

Nach allen diesen Betrachtungen werden wir einsehen, daß eine Welt ohne Uebel nicht wohl denkbar ist; daß man, um sich eine solche vorstellen zu können, alle Mannigfaltigkeit der Kräfte und der Gegenstände wegdenken muß, und fast nur eine einzige Kraft und einen einzigen Gegenstand, oder nur eine Art beider, und eine immer gleiche Wirksamkeit der Kraft, und eine unabänderliche Empfänglichkeit des Gegenstandes denken kann. Da wäre Alles — Eins — Nichts.

Dieses müßt ihr euch von Herrn Frommann weiter erklären lassen, meine Lieben.

Die zweite Frage, die ihr aufwarfet, war —

„Warum verhindert Gott diese Ver-
„irrungen, diese übermäßige Schwä-
„chung oder Verstärkung nicht?„

Dabei war ebenfalls, wie bei der vorigen, die Frage:

Ist es möglich?

Und dann:

Wenn es möglich ist; wäre es weise und rathsam?

Und zuletzt:

Wie paßt es zu dem Laufe der Dinge in der Natur?

Diese drei Fragen wollen wir untersuchen.

Also: Ists möglich, daß jede Verirrung, jeder Mangel, jedes Uebermaaß der wohlthätigen Kräfte in der Natur verhindert werde?

Diese Frage beantworte ich geradezu mit Nein.

Eine und dieselbe Kraft muß nothwendig, wegen der Verbindung der Dinge auf mehrere Gegenstände treffen; und vermöge der Verschiedenheit dieser Gegenstände, auch nach ihrer jetzigen Absicht und Stimmung,

für

für die Einen zu schwach und für die Andern zu stark seyn. Der Weinstock fodert Hitze, die Blumen verlangen Kühlung. Die Wärme der Sonne, die den Wein zur Reife bringt, macht die Blumen verdorren. Wollen wir die Wärme für die Blumen mäßigen, so wird der Wein leiden. In einer Stadt, in einem Hause, ist der Eine gesund, der Andre zittert von Fieberfrost; der Dritte glüht. Richtet doch die Wärme so ein, daß keiner von diesen dreien leide!

Wilh. Das ist schlechterdings unmöglich.

Vat. Der Wind soll uns ferne Wolken herbringen, unsre dürren Felder zu netzen. — Seine Kraft wird nach dieser Absicht bestimmt. — Allein unsre Bäume sind unter der Last der Früchte gebeugt; die geringste Bewegung wird ihre Früchte abwerfen, ihre Aeste zerbrechen. Wie ist der Schaden zu verhüten?

Der Schmelzofen wird geheizt — Viele Centner Metalle sollen schmelzen, und wie Wasser fließen. Aber die Gluth trifft nothwendig den Körper des Künstlers, der

dabei

dabei arbeiten muß. Wenn das Feuer Erz schmelzen soll, kann es da so mäßig seyn, daß es auf die weiche Haut des Menschen keinen Eindruck macht?

Wenn alle übermäßige Wirkungen, alles Uebel verhütet werden sollte, so müßten beständige Schöpfungen geschehen; hier die Kraft verstärkt, dort dieselbe Kraft geschwächt werden. Die Allmacht würde überall mit außerordentlichen Wirkungen ins Mittel treten müssen.

Ferd. Könnte sie denn das nicht?

Vat. Darauf kann ich weder Ja noch Nein antworten. Fast alle Menschen glauben, daß sie es könnte. Aber ohne uns darauf einzulassen, haben wir eine wichtigere und leichtere Frage zu untersuchen; — nemlich:

Wäre es gut, daß sie es thäte?

Darauf wird nun nicht leicht Jemand Anstand nehmen, mit: Ja, allerdings; zu antworten.

Die

Die Menschen möchten gern von allen Leiden befreit seyn. Und es frägt selten Einer, ob wir, durch die Befreiung von diesen Leiden, nicht ein größeres Uebel auf uns laden, und vielleicht unsre ganze Glückseligkeit verlieren würden. Nicht leicht pflegt Jemandem diese Frage einzufallen. — Aber was sagt denn ihr dazu?

Wilh. Aus den vorherigen Betrachtungen scheint es mir sehr wahrscheinlich, daß die jetzige Einrichtung der Welt die bestmöglichste ist.

Ferd. Sie muß die beste seyn, weil Gott sie gewählt hat.

Vat. Ja, das muß sie seyn. Wir brauchen es aber bei diesen allgemeinen Gründen nicht bewenden zu lassen. Wir wissen zuverlässig, wenn wir den Vorgang der Dinge beobachten und vernünftig darüber nachdenken, daß

Das Uebel eine der größten Wohlthaten des Schöpfers ist.

Und daß wir vieles verlieren würden, wenn Gott uns durch seine Allmacht von allen Leiden befreite.

Wir müssen hier nicht vergessen, daß die Absicht Gottes mit dem Menschen sich nicht darauf einschränkt, diesen wie ein unvernünftiges Thier leben, essen und trinken zu lassen; sondern ihm Vernunft und höhere Empfindungen gegeben hat, um ihn durch dieselben eine höhere Glückseligkeit genießen zu lassen.

Dazu gehört:

1) Daß der Mensch das Wohlseyn recht fühlen lerne.

2) Daß sein Verstand entwickelt und gebildet werde.

3) Daß sein Herz die Kraft zu empfinden übe.

Nun aber ist es gewiß, daß man den Werth eines Gutes nicht eher fühlt, und seinen Genuß nicht gehörig zu schätzen weiß, als bis man dessen eine Zeitlang beraubt worden ist. Der Gesunde fühlt und schmeckt

seine

seine Gesundheit nicht. Der Genesende aber fühlt sie ganz, weil er sie mit der erlittenen Krankheit und Schwäche vergleicht.

Lange Ruhe und Zufriedenheit versenkt das Herz in Mattigkeit, in eine Art von empfindungslosem Schlummer. Wir bedürfen Abwechslung, Aufmuntrung; wir müssen aus dem Schlummer erschüttert werden. Der Schmerz muntert uns auf und macht unsre Empfindung rege.

„Vergangnes Leid muß Wohlseyn fühlen lehren;
„Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich *).„

Wenn der Hunger — eine unangenehme Empfindung — die Speisen nicht würzt, so ißt man ohne sonderliches Vergnügen. Eben so ist es mit jedem Leiden. Es hebt den Genuß und die Freuden des Lebens.

Das könnet ihr an euch selbst wahrnehmen, meine Lieben. Wir haben auf unserm Tische manches vortreffliche Gericht; und jederzeit ist er so besetzt, daß man mit

*) Haller.

Vergnügen sich sättigen kann. Findet ihr aber jederzeit daran sehr viel Vergnügen?

Wilh. Nein, nicht immer.

Vat. Findet ihr nicht sogar manche Speise unschmackhaft?

Ferd. O ja, manchmal.

Vat. Woher mag das kommen?

Ferd. Daher, daß wir oftmals beßre genießen.

Wilh. Und daß wir also an gute Speisen gewöhnt sind.

Vat. Was meint ihr, daß der Sohn eines Tagelöhners zu der Speise sagen würde, die euch am wenigsten behagt? —

Ferd. Er würde sie vortrefflich finden.

Wilh. Das habe ich letztens gesehen. Der Sohn eines Holzhackers kam ins Haus zu seinem Vater. Ich ließ ihm einen Rest Fleisch geben, das ich nicht gemocht hatte — er aß es mit dem größten Appetite.

Ferd. Der arme Junge mochte wol lange kein Fleisch gegessen haben; darum schmeckte es ihm so gut.

Vat. Also müssen wir manchmal etwas entbehren, um den Genuß davon recht inniglich zu empfinden.

Also vermehrt das Uebel den Genuß des Guten.

Wie glücklich meint ihr nun wol, würde der Mensch seyn, wenn er niemals Leiden, niemals Mangel hätte?

Ferd. Er würde seinen Genuß nicht fühlen; er wäre glücklich, ohne es jemals zu wissen.

Wilh. Glücklich? Das dächte ich nicht; denn mich deucht, daß man sein Wohlseyn kennen, schätzen, fühlen und recht genießen muß, um glücklich zu seyn.

Vat. Ganz recht. — In dem Zustande eines ununterbrochenen Wohlseyns, würde der Mensch nur höchstens ruhig seyn. Ich sage, höchstens ruhig; denn es wäre

möglich, daß ihn dabei die Langeweile plagte; und das ist ein arges Uebel.

„Nicht allein hebt das Uebel das Ge„fühl des Guten, sondern es erzeugt die„ses Gefühl. Das heißt: ein Mensch, „der niemals gelitten hätte, der immer „im Wohlstande gewesen wäre, könnte „sich von seinem Wohlstande, durch Nach„denken und Vergleichung mit andern, „zwar wol einen Begriff machen; aber „fühlen würde er eigentlich dabei nichts. „Ja selbst, um den bloßen Begriff seines „bessern Zustandes zu haben, ists nöthig, „daß er ihn mit dem schlechtern Zustande „Andrer vergleichen könne. Mithin ist „das Uebel, selbst zur bloßen Einsicht des „Guten nothwendig.

„Das Wohl hat nur den Werth, den „wir ihm durch Vorstellung und Gefühl „beilegen. Die Realität thut in diesen „Fällen wenig Wirkung. Unser Gefühl „ist jederzeit das Maaß unsers Glücks, „wie unsrer Leiden: und unser Gefühl „hängt von unsern Vorstellungen, von den „Begriffen ab, die wir uns von Glück

„und

„und Unglück machen. Wenn das ist, so „ists auch klar, daß es ohne Uebel gar „kein Glück für uns geben kann *).„

Wenn nichts Schlechtes in der Welt wäre, würden wir auch das Schöne nicht erkennen; und noch viel weniger empfinden. Gesetzt, es wäre das ganze Jahr hindurch Frühling; gesetzt, die Erde wäre allenthalben so schön, wie unsre angenehmsten Gärten: — würden wir dann viel Vergnügen am Frühlinge und an den Gärten finden? Gewiß nicht; und wir wüßten nicht, was Schönheit der Natur hieße.

Der höchste Genuß eines Gutes ist nicht in dem Besitz desselben; sondern in dem Bestreben darnach, in dem Wunsch es zu erlangen, in der Hoffnung es zu erreichen, in der Vorbereitung dazu und in der Verfertigung desselben.

„Der Mann, der ein Werk unternimmt, „empfindet bei der Bearbeitung desselben „viel Vergnügen, er denkt, er sucht, er „strengt seine Kräfte an, er arbeitet mit

*) Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels. 3. Band.

„Eifer. Ist die Arbeit fertig, so bleibt
„sie oft ungebraucht und unangesehen lie-
„gen. Wer ein Haus baut, beschäfftiget
„sich mit dem Plane, besieht tausendmal
„den Riß, sieht mit Freuden das Gebäude
„sich der Vollendung nähern, besucht es
„fleißig, frägt die Arbeiter, wann es fertig
„seyn wird. Steht es dann einmal in
„seiner Vollkommenheit da — — Noch
„eine kurze Zeit wird es der Besitzer besu-
„chen: bald aber wird er es vergessen ha-
„ben; vielleicht sieht ers nun nicht mehr,
„als wenn seine Geschäffte ihn von ohnge-
„fehr da vorbei führen, oder wenn er es
„einem Freunde zeigen will.

„Mancher legt eine Bibliothek an; freut
„sich des Zuwachses; er hat vortreffliche
„Werke erhalten, stellt sie auf, besieht sie
„oft, lieset keines; vergißt diese, sucht
„andre auf, mit denen er es eben so ma-
„chen wird.

„So mit Cabinetten, Naturalien- und
„Kunstsammlungen, Bildergallerien, und
„allem, was der Mensch eifrig sucht.

„Und

„Und so mit der Freude. Die Zuberei„tungen zu einem Feste und die Erwartung „desselben erfreuen den Menschen mehr, als „der volle Genuß. Nach vieler Arbeit, „nach mannigfaltigen Zurüstungen, kommt „endlich der erwartete Augenblick: nun ist „er da. — Ich bitte aber einen Jeden, „in sich selbst zu gehen, und zu beobachten, „was er fühlt. Kein Augenblick erfüllt „ganz die Erwartung; man hofft den Ge„nuß noch immer von dem folgenden Au„genblicke, bis endlich Ermüdung, oder „Langeweile, der Hoffnung und dem Feste „ein Ende macht.

„Dieses gilt auch von den edelsten Ver„gnügungen des Geistes. Ich hätte New„tons Freude fühlen mögen, als er seine „Theorie von der anziehenden Kraft suchte, „als er Beobachtungen anstellte, um seine „Muthmaßungen zu bestättigen; und als „er die Wahrheit erblickte — da beseligte „ihn seine Entdeckung. Als er aber sein „Buch geschrieben, und die Wahrheit hat„te; da wird er diese Freude nicht empfun„den haben.

„Wir suchen niemals die Dinge, son„dern den Erwerb.

„Also ist Erwerb, Zubereitung, Er„wartung der größte Theil unsers Genus„ses, unsrer Glückseligkeit.

„Worauf kommt es denn nun an, daß „wir des größten Vergnügens, der höch„sten Glückseligkeit theilhaftig werden? — „Nicht wahr, darauf daß wir die Dinge „nicht haben, damit wir solche erwarten, „hoffen, erwerben, machen können? Also „auf Nichthaben, auf Beraubung, auf „Mangel, Blöße, Schwachheit; mit ei„nem Wort — auf Uebel, beruht unser „größtes Glück.

„Ohne diesen wohlthätigen Mangel wür„den wir in Trägheit oder Langeweile „schmachten: und die Langeweile ist die „schwerste Plage des Menschen, so wie „Trägheit die größte Seelenkrankheit ist. „Wir können nicht müßig gehen, unthätig „seyn; wir suchen immer Geschäffte, nicht „sowol um der Geschäffte, als um der Ge„schäfftigkeit willen; mehr um den trägen

„Müßig-

„Müßiggang zu vermeiden, als um die „Vortheile zu erwerben, welche die Arbeit „uns gewährt. Was würden wir anfan„gen, wenn wir alles hätten? *)„

„Dadurch, daß der Schöpfer das, was „wir bedürfen, nicht, uns geschenkt „hat, sondern uns solches zu erwerben „überläßt, gewinnen unser Genuß und un„sre Glückseligkeit noch auf eine andre Art „einen beträchtlichen Zusatz. Was wir „erworben, was wir verdient, was wir „gemacht haben, das erfreut uns bei dem „Besitz, und zwar mit Recht, weit mehr, „als was wir von der Güte des Zufalls „erhalten. Wer durch Thaten den Adel „errungen, durch Fleiß und Geschicklichkeit „Reichthümer gesammelt, durch eigne Ar„beit Gelehrsamkeit oder Geistesstärke er„langt hat; ist dabei weit glücklicher, als „derjenige, welcher seinen Adel, oder sei„nen Ruhm und seine Güter von seinen El„tern geerbt, oder der von geschickten Er„ziehern, ohne sein Wissen, mit geringer „Arbeit, zu seinen Geistesvorzügen erhoben „wor-

*) Ebendas. S. 12.

„worden ist. Der Besitz ist ihm nicht „allein Genuß, sondern Bestättigung sei„ner Kraft, Beweis seines Fleißes und „seiner Tugend, ein immerwährendes Zeug„niß von seinem wahren innern Werthe. „Und dieses Zeugniß geht über allen Ge„nuß.

„Es war also eine große Wohlthat Got„tes, daß Er uns schwach, bloß, bedürf„tig und wehrlos bildete. Mangel ist die „Quelle vieler unschätzbarer Güter. *)„

Morgen wollen wir in dieser Materie weiter gehen.

*) Ebendas. S. 27.

Neunzehntes Gespräch.

Das Uebel ist sehr nützlich. Fortsetzung.

Vater.

Gestern bemerkten wir, meine Lieben, daß das Uebel zur Erhöhung und sogar zum Gefühl der Glückseligkeit nothwendig ist; und zwar

1) Weil wir ohne Uebel keinen Begriff von Glückseligkeit, als Glückseligkeit betrachtet, haben würden.

2) Weil das Uebel, durch Gegensatz, das Gefühl der Glückseligkeit schärft und erhöhet.

3) Weil der Mangel uns vor dem größten Uebel, der Langeweile, dadurch schützt, daß er uns zwingt, Arbeit vorzunehmen, zu unserm Bedürfniß.

4)

4) Weil die Hoffnung, die Erwartung, der Erwerb angenehmer, als der Genuß selbst, sind.

5) Weil ein erworbenes Gut uns mehr, als ein zufälliges, erfreut; und zwar immer um soviel mehr, als es uns mehr Mühe und Arbeit gekostet hat.

Nun kommen wir zu dem zweiten Nutzen des Uebels:

„Daß es zur Bildung des Verstan-
„des nöthig ist.„

So thätig auch der Mensch ist, wenn seine Kräfte erst angeregt und gereizt worden sind, so träge ist er auch, ehe er bewegt wird. Wenn der Mensch einmal, durch Uebung und Gewohnheit, arbeiten gelernt hat, dann kann er nicht mehr ruhen; er muß immer, auch zur Erholung, ein Geschäfft haben. Ehe er aber dahin kommt, ist er träge, und bewegt sich nicht ohne den äußersten Zwang der Nothwendigkeit.

Das ist von körperlichen Arbeiten wahr, und noch mehr von den Uebungen des Geistes.

stes. Indeß daß der Europäer, wie die Biene, in beständigem Cirkel von thätigen Arbeiten und Vergnügungen schwärmt, kann der Afrikaner Tage lang auf einem Flecke mit unverwandtem Gesichte sitzen. Selbst seine Leckerhaftigkeit ist nicht vermögend, ihn aus seinem Schlummer zu wecken. Nur der Hunger oder der Angriff der Feinde ruft ihn zum Leben und zur Thätigkeit.

Der Mensch mußte, wenn alle seine Kräfte, und insbesondre sein Verstand, gebildet werden sollten, aus seiner Trägheit gerissen werden. Dazu war kein geringer Reiz zureichend. Die Nothwendigkeit mußte ihn erschüttern, Schmerzen mußten ihn aufschrecken; Mangel und Leiden mußten seine Lehrer seyn.

Dieß wird durch die Erfahrung bestättiget. Diejenigen, die in der Armuth gebohren sind, pflegen Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit zu lernen. Die Reichen nicht so. Es giebt aber überall Ausnahmen.

Hier will ich euch aus einem Buche darüber etwas vorlesen.

„Die

„Die Indüstrie und Thätigkeit des Men„schen geht jederzeit nur soweit, als seine „wahre oder eingebildete Bedürfnisse, wenn „man nicht auf einzelne Menschen, (denn „Ausnahmen giebt es überall, weil wir die „wahren Gesetze nicht finden und alle Ver„hältnisse nicht überschauen können:) son„dern auf ganze Nationen sieht. Mit „allen seinen Lebenskräften bedarf der Mensch „eines Sporns zur Thätigkeit.

„Auf dem Kap, an den Ufern des Se„negals, des Orenoko und des Amazonen„flusses findet der ungebildete Eingebohrne „sehr leicht, was er zur Erhaltung seines „Lebens, und was er bei seinen einge„schränkten Kenntnissen und Gefühlen für „die Befriedigung seiner Begierden nöthig „hat. Ein wenig Reis, das mit geringer „Mühe von der Erde erhalten wird, fisch„reiche Flüsse und Seeküsten, setzen den „Menschen, ohne Arbeit, in Ueberfluß. „Die Milde des Himmels macht ihm jede „künstliche Decke überflüssig. Einige Lum„pen, Stücke von Thierfellen, eine Leim„hütte, reichen vollkommen zu. Auch sind

„diese Völker, ihrer Stärke und ihrer Ge„sundheit ohnerachtet, träge. Freilich „wissen sie in der Noth eine Kraft, eine „Behendigkeit zu finden, eine Indüstrie zu „zeigen, die uns in Erstaunen setzt. Da „aber der Nothfall sich äußerst selten ereig„net, so verschlummern sie den größten „Theil ihres Lebens in der für uns uner„träglichsten Unthätigkeit. Ihre Geschick„lichkeit reicht zu ihren Bedürfnissen zu, „geht aber nicht um den geringsten Grad „weiter.

„Unter diesem Gesichtspunkte durchlaufe „man den ganzen Erdboden; überall wird „man finden, daß der Mensch nur das ist, „was ihn sein Bedürfniß zu seyn zwingt.

„In Grönland, Feuerland, auf den „südländischen Inseln, findet man die Be„stättigung dieses Grundsatzes.

„Vor allen aber trifft man in unserm „Europa zwei Völker an, welche einen auf„fallenden Contrast gegen einander zeigen. „Hier das schönste Clima, ein Boden, „der die vortrefflichsten Früchte, fast ohne „Cultur, im reichsten Ueberfluß hergiebt;

„und — träge, elende Einwohner. Dort, „beim Mangel aller Nothdurft, ein thäti= „ges, reiches, und — wenn es seine Vor= „theile zu genießen wüßte — ein glückli= „ches Volk. Wer erkennt an diesen weni= „gen Zügen nicht sogleich — **Italien** „und **Holland**?

„Drückende Armuth plagt den Italiäner, „auf einem gesegneten Boden. Freilich „treffen mehrere Ursachen zusammen, die „sein Elend vermehren. Aber die Trägheit „ist nicht die geringste unter diesen Ursachen. „Und woher diese Trägheit? Auch mit von „den wenigen Bedürfnissen, und von der „Leichtigkeit, diese Bedürfnisse zu befriedi= „gen. Eben so elend ist der Spanier, ob= „gleich nicht so viele Quellen des Elends „wider ihn sich vereinigen; aber er ist noch „träger, als der Italiäner. Die Frucht= „barkeit des Bodens, die Milde des Him= „mels, nebst der reichen Ausbeute von Pe= „ru und von Potosi, vermögen nicht, ihn „aus seiner Armuth zu reißen.

„Wenn man von da einen Blick auf die „Moräste Hollands wirft; welch ein Un=

„ter=

„terschied! Hier sind, wie man es schon „mehrmals gesagt, alle Elemente ungün„stig, und scheinen sich wider den Menschen „verschworen zu haben; hier — wie Ovid „das alte Chaos beschreibt:

> Auf der Erde konnte man nicht gehen, und auf dem Wasser nicht schwimmen.

„Der Boden, auf welchem nun blühende „Städte prangen, mußte erst dem Meere „entrissen, und dann geschaffen werden. „Amsterdam hat keinen andern Grund, als „den, welchen seine Einwohner schufen. „Die dem Meere und den Armen des Rheins „entrissenen Sümpfe mußten gereiniget „werden; unzählige Canäle mußten erst „das Wasser ableiten, ehe der Mensch sei„ne Wohnungen aufschlagen konnte. Noch „immer kämpft der stolze Bewohner mit „dem Meere, das ihm droht; er hat ihm „Schranken gelegt. Nur eine unermüdete „Wachsamkeit kann ihn schützen und vor „dem Untergange bewahren. Sollte man „wol geglaubt haben, daß der Mensch je „alle diese Schwierigkeiten überwinden, je

„den Muth haben würde, sich daran zu „wagen?„ Gewiß schwerlich.

„Nach herculischen Arbeiten, ist der „Boden endlich bewohnbar geworden. „Aber immer scheint er den Menschen mit „Widerwillen zu tragen. Mit aller Kunst „und allem Fleiße, bringt er nicht — ich „sage nicht, was das Leben erfreut, den „Weinstock, das kühlende Obst — nein, „er trägt nicht, was zur Erhaltung des „Menschen nothwendig geworden ist, das „Brod. Nur für das Vieh giebt er Fut- „ter. Alle Bedürfnisse des Menschen müs- „sen von Nachbarn erborgt, oder mit vie- „ler Müh und schweren Kosten aus der „Ferne geholt werden. Selbst jenes Na- „turprodukt, womit die Erde sonst so frei- „gebig ist, das Holz, welches der Hollän- „der mehr braucht, als kein ander Volk, „womit er sich gegen Himmel und Meer „schützen, seine Wohnungen auf dem schwan- „kenden Boden sichern, alle seine Bedürf- „nisse herbeischaffen muß, und ohne welches „er kaum seine Nachbarn besuchen kann, „findet er in seinem Gebiet nicht; er muß

„es

„es aus der Ferne holen. — Und dieses „Land ist ein Paradies; es ist zum Erstau„nen volkreich, hat überall blühende Städ„te, die Einwohner sind reich, mächtig, „glücklich.

„Woher dieser auffallende Contrast von „den Einwohnern zu dem Lande? von der „Indüstrie der ersteren, von ihrem Fleiß, „ihrer Arbeitsamkeit, mit Andern vergli„chen? Hier ist der Mensch zum Schöpfer „geworden, weil ihm die Natur ihre Ge„schenke versagte; Mangel, Zwang des „Bedürfnisses erhoben den Menschen zu „der Größe, die wir an ihm bewundern. „Sein Elend, seine Verlassenheit waren „die Quellen seines Glücks.„

Glaubet ihr, meine Kinder, daß der Mensch sich viel Mühe geben, viel nachdenken würde, wenn er unter seiner Hand alles fände, was ihm zum Lebensunterhalt nöthig ist, was ihn vergnügen kann, und wenn er von keinem Dinge in der Welt etwas zu befürchten hätte? Gewiß nicht. Er würde, wie ein vernunftloses Thier, sein Leben in einer dummen Zufriedenheit

hinschlummern; niemals würde er zum Denken kommen; wie es Reisende uns von rohen Völkern erzählen, welche keine Mühe so sehr, als das Denken, scheuen, und lieber alles thun, alles gut seyn lassen, als daß sie sich damit befangen, weil sie es zu schwer finden.

Der Mangel ist also eine große Wohlthat Gottes für uns.

Die wirklichen Leiden aber sind es auch nicht weniger. Dieß wird uns die Beobachtung des Menschen augenscheinlich beweisen.

Die strenge Kälte und brennende Hitze haben uns gelehrt warme und leichte Kleidungen machen, feste Häuser bauen, Feuer brauchen. Räuber sind unsre Lehrmeister in der Kunst, die Wohnungen zu befestigen, gewesen. Der Krieg hat noch höhere Künste hervorgebracht. Unsre Krankheiten haben uns vermocht, den Bau des menschlichen Körpers, die Kräuterkunde und die Chymie zu studiren. Wer würde, ohne solchen Antrieb, einen Leichnam geöffnet, und die Meisterstücke der göttlichen Kunst

entdeckt haben? Habsucht, Schwelgerei, Prachtliebe haben den Ackerbau, die Gärtnerkunst, den Handel, die Wagen, die Schiffahrt, die Rechen- und Meßkunst erzeugt. Letztere haben sich von der Handlung zu dem Himmel erhoben.

Spüret allen Künsten, allen Wissenschaften nach; ihre Quelle ist immer Mangel, Bedürfniß, Leiden.

Merket auf einen sehr wichtigen Umstand, der die ganze Sache recht ins Licht setzet.

Ferd. Auf welchen?

Vat. Auf diesen:

Unter allen Geschöpfen Gottes auf Erden ist Ihm der Mensch bei weitem das liebste und wertheste.

Wilh. Wie wissen wir das?

Vat. Müssen wir nicht bekennen, daß alles, was wirklich geschiehet, und alles, wozu Anstalten dasind, wirklich der Wille und die Absicht Gottes ist?

Wilh. Daran ist wol nicht zu zweifeln.

Vat. Ist es nicht augenscheinlich, daß der Mensch mehr von den göttlichen Geschenken genießt, und genießen kann, als irgend ein anderes Geschöpf auf Erden?

Wilh. Auch das ist gewiß.

Vat. Ist der Mensch zum Genuß und sogar zur Vermehrung und Verbesserung der göttlichen Geschenke nicht mit allerlei Kräften ausgerüstet?

Wilh. O ja. Seine Sinne sind edler, als die Sinne der Thiere.

Vat. Ja, wenn wir alle Sinne zusammennehmen.

Ferd. Und er hat mehr Sinne, als kein Thier auf Erden.

Vat. Folglich kann er auch weit mehr, als jene, genießen.

Wilh. Auch hilft ihm sein Verstand zum innigeren Genuß.

Ferd. Und durch seinen Verstand, kann er sich mehrere Gegenstände des Genusses verschaffen, und sie verbessern.

Vat. Ist es nicht Gott, der ihn mit allen diesen Kräften ausrüstete?

Wilh. Allerdings.

Vat. Ist es nicht also Gottes Absicht, daß der Mensch mehr und inniger genießen und glücklicher seyn soll, als irgend ein anderes Geschöpf auf Erden?

Ferd. Das kann Niemand leugnen; es ist sichtbar.

Vat. Hatte ich also nicht Recht, da ich sagte: Der Mensch ist unter allen Geschöpfen auf Erden das liebste Geschöpf Gottes?

Wilh. Ja; nun begreife ichs, und bin davon überzeugt.

Vat. Und auf der andern Seite, welches Geschöpf auf Erden ist am dürftigsten, und hat die mehresten Leiden?

Wilh. Wenn ichs wagen dürfte, würde ich sagen: der Mensch.

Vat. Und da hättest du vollkommen Recht.

Jedes Thier hat von dem Schöpfer seine Bekleidung und seine Waffen bekommen; es weiß diese Waffen zu brauchen, ohne es gelernt zu haben. Der Mensch ist von Natur nackt und wehrlos. Alle Thiere haben nur eine kurze Kindheit, wenn ich es so nennen darf. Viele können schon bei ihrer Geburt gehen, fressen, ihr Futter suchen. Keines bleibt lange schwach, klein und unbehülflich. Der Mensch, wenn er gebohren worden, ist gar nichts, nur ein roher Keim deß, was er einst werden wird. Lange schwach, unvermögend sich selbst zu helfen, muß er die Befriedigung seiner dringendsten Bedürfnisse von der milden Hand Andrer erwarten, und kann nicht einmal darum bitten, oder zu erkennen geben, was ihm fehlt. Wenn seine Verpfleger nicht für alles sorgten, wenn sie seine Bedürfnisse nicht erriethen, so müßte er schnell umkommen. Fast die Hälfte seines Lebens geht dahin, ehe er ein selbstständiges Wesen wird — bis dahin ist er von Andern abhängig.

Sein ganzes Leben ist von Leiden belagert. Die erste Zeit seiner Existenz —

denn

denn ein Leben kann die erste Kindheit nicht heißen — bringt er in Schmerzen allerlei Art zu. Der Kinderkrankheiten giebt es eine Schaar. Selbst in den Jahren seiner größten Stärke ist er allerlei Krankheiten unterworfen, welche den Thieren unbekannt sind.

Auch seine Seele hat ihre eignen Leiden, wovon kein anders Geschöpf etwas weiß; die Furcht vor der Zukunft, die Erinnerung vergangener Unfälle, die ihn noch lange, nachdem sie ihm begegnet sind, plagt; Verdruß von Seiten seiner Nebenmenschen, Besorgniß für seine Angehörigen, Gram und Traurigkeit über das Unglück Andrer, Sorge für sein Leben.

Da die Thiere alles, was ihnen nöthig ist, in der Nähe haben, muß der Mensch seine Nothdurft mit Mühe suchen, mit Arbeit bereiten. Er findet nichts.

Je mehr er sich veredelt, je genauer er sich mit den Menschen verbindet, je mehr sein Verstand aufgeklärt, und sein Herz edler Gefühle fähig wird, desto mehr wachsen seine Leiden. Die Arbeit der Seele

schwächt und verzehrt den Körper; die Empfindung zernagt seine Kräfte. Er sieht die Leiden deutlicher und fühlt sie heftiger. Der rohe Kamtschadale hat weniger Leiden, als das ungebildetste Volk bei uns; und dieses fühlt lange nicht soviel Ungemach, als der Mann von hohem Geiste und von feinen, edeln Empfindungen.

Je mehr also wir uns dem Zwecke Gottes nähern, desto drückender werden unsre Leiden. Ist das nicht traurig?

Da haben wir einen Widerspruch. — Der Mensch, das geliebteste Geschöpf Gottes — Der Mensch, von den drückendsten Leiden geplagt. Wie geht das zu?

Konnte Gott den Menschen nicht mit einer hinreichenden Bedeckung versorgen, wie Er den Bären unter den Eisschollen, oder den Eidervogel auf seinen Schneeklippen versorgte?

Konnte Gott dem Menschen nicht Wehr und Waffen geben, wenns auch nur Zähne und Klauen waren?

Konnte Gott den Menschen nicht so bilden, daß sein Gaumen an Gras und Kräutern, wie die Natur sie giebt, oder an Eicheln einen befriedigenden Geschmack fände?

Warum nicht? Wer könnte das in Zweifel ziehen? Die Sache scheint gar keine Schwierigkeit zu haben.

Hätte Ers gethan, so wäre der Mensch vieles Ungemachs überhoben.

Er konnte es — und wollte es nicht; denn Er hat es nicht gethan. Er hat den Menschen allen andern Geschöpfen auf Erden bei weitem vorgezogen — und ihn doch mit Leiden beschwert!

Wollte Er ihm Uebel —? Wozu? Er wollte es also nicht — Plage und Leiden der Menschen sind seine Absicht nicht. Welche ist denn diese Absicht?

Die Thiere hat Er verschont — ist Er ihnen gnädiger?

Nehmet an, daß die Leiden den Menschen bilden, und daß Gott den Menschen

durch Bildung zu einer höheren Glückseligkeit führen will: so ist alles aufgelöset.

Die Erfahrung sagt uns, daß ohne Leiden keine Bildung ist.

Die Thiere konnten die Leiden nicht nützen; Gott hat ihnen also alle Leiden erspart, die ihnen abgenommen werden konnten — Wozu hätte Er sie ihnen auflegen sollen?

Der Mensch aber kann sie brauchen, sie sind ihm nöthig, wenn er durch Bildung eine höhere Glückseligkeit erlangen soll. Deßwegen hat ihm Gott manche Leiden zugetheilt.

Die Erfahrungen von dem Nutzen des Uebels, und unsre Schlüsse über die Absichten Gottes, die so genau zusammentreffen, bestättigen einander, und geben uns die Versicherung, daß Gott aus Weisheit und Güte das Uebel in der Welt nicht verhindert.

Es wäre folglich nicht rathsam, das Uebel aus der Welt zu schaffen, wie es der Mensch wol manchmal wünschte.

Wilh.

Wilh. Könnte aber Gott den Menschen nicht ohne Leiden bilden?

Vat. Das weiß ich nicht, denn ich habe niemals eine andre Ordnung gesehen; und ich weiß nicht, was eine andre Einrichtung thun würde.

Könntest du aber nicht selbst dir deine Frage beantworten?

Wilh. Freilich wol, aus der Güte und Weisheit Gottes — Aber —

Vat. Was denn — aber? Nicht wahr, du möchtest gern selbst sehen?

Wilh. Ja, bester Vater.

Vat. Wenn man aber nicht kann, so muß man sich beruhigen.

Ferd. Wir können ja einmal die Weisheit und Güte Gottes keineswegs bezweifeln — deßwegen können wir vollkommen ruhig seyn, in der Zuversicht, daß Gott alles aufs beste gemacht hat.

Wilh. Aber, lieber Vater; Sie sagen, daß die Leiden des Menschen mit seiner Veredlung

edlung an Schärfe zunehmen. Also bewirkt der Mensch durch seine Veredlung nur sein Unglück; und der Nutzen der Leiden, die ihn bilden, besteht darin, daß ihm noch größere Leiden aufgelegt werden? Ist das nicht traurig?

Vat. Habe ich denn gesagt, daß der Mensch unglücklich wird? Sind denn Leiden und Unglück einerlei?

Wilh. Ich dächte es.

Vat. Da irrst du dich sehr, mein Sohn; du hast dich übereilt.

Wilh. Wie so, mein Vater?

Vat. Gesetzt, es hätte ein Mensch Muth und Standhaftigkeit genug, seine Leiden zu tragen, daß er dabei in seiner Seele ruhig und zufrieden wäre —; wäre er unglücklich?

Wilh. Wol nicht unglücklich; aber — doch auch nicht glücklich.

Vat. Vielleicht. — Wenn er sich nun aber über seine Standhaftigkeit freute, Lust

an der Uebung hätte, und den Nutzen davon sähe?

Wilh. Das wäre ein anders. — Ist denn das aber möglich?

Vat. Schlage die Geschichte nach; da wirst du finden, daß Männer sich über ihre Leiden gefreut haben. Die waren doch nicht unglücklich?

Wilh. Nein, ich bekenne es, ob ichs gleich nicht begreifen kann.

Vat. Das glaube ich wol, mein Kind. Das können nur Manneskräfte.

Aber weiter:

Wenn nun ein solcher, bei seinen Leiden, vermöge seiner veredelten Kräfte, höhere Empfindungen der Freude genösse — würden wir ihn noch unglücklich nennen dürfen?

Ferd. Ganz gewiß nicht. Seine Freuden würden seine Leiden weit überwiegen, und fast ganz unterdrücken.

Wilh. Es giebt ja doch aber Menschen, die, ohne Leiden, ihren Verstand recht gut bilden; und andre, die, ihrer Leiden und Trübsale ohnerachtet, immer dumm bleiben.

Daraus könnte man, deucht mich, den Schluß ziehen, daß die Leiden nicht die Hauptquelle der Bildung sind.

Vat. Es ist hier die Rede nicht von einzelnen Menschen, sondern von der Menschheit überhaupt. Jetzt ist es freilich nicht nöthig, daß ein Mensch bestohlen werde, damit er ein Schloß machen lerne; oder daß er krank sey, um Medicin zu studiren. — Diese Künste und Wissenschaften sind schon da, und man kann für einen sehr geringen Preis zu ihrem Besitz gelangen. Aber, ob diese Künste und Wissenschaften, und alle andre, ohne Mangel, Leiden und Schmerzen erfunden worden wären, daran zweifle ich sehr. Und ich bin überdem gewiß, daß ein Einbruch den Schlösser viel eher auf eine neue Erfindung bringen wird, als er ohnedieß darauf gefallen wäre.

Man=

Mancher hat Noth und Leiden, und bleibt dumm. Seine Leiden mögen ihm nicht drückend genug seyn, um seinen trägen Geist aufzuwecken. Und wer kann versichern, daß er ohne seine Leiden und Noth nicht noch dümmer wäre, als er ist?

Wilh. Das ist richtig; und ich danke Ihnen, bester Vater, daß Sie mir alle meine Einwürfe erlaubt, und meine Zweifel so gut aufgelöset haben. — Sie nehmen es doch nicht übel, daß ich so viele Einwendungen gemacht habe?

Vat. Ganz und gar nicht, mein Sohn. Meine Absicht ist, euch zu belehren; und so lange euch noch ein Zweifel übrig bleibt, den ich lösen kann, so ist mein Werk nicht verrichtet.

Fraget also immer, meine Lieben; ich will euch gern antworten, so lange und so gut als es mir möglich ist.

Nun bleibt mir noch der dritte Punkt von dem Nutzen der Leiden, mit euch abzuhandeln, nemlich:

„Daß die Leiden das Herz bilden.„

Unter dem Wort Herz verstehe ich nicht allein die Empfindungen, sondern alle Triebe, und mithin das ganze Betragen.

Daß die Leiden Aufmerksamkeit, Vorsicht, Klugheit lehren, daran ist kein Zweifel. Wenn einmal der Mensch durch seine Unachtsamkeit sich einen empfindlichen Schaden zugezogen hat, wird er in der Folge weit behutsamer.

Ihr habt immer gehört, daß Erfahrung klug macht.

Es kann keine andre seyn, als die Erfahrung der Leiden.

Junge Leute sind unvorsichtig; warum? weil sie noch nicht die traurigen Folgen der Unvorsichtigkeit empfunden haben.

Auf diesem Grunde beruht die Zuläßlichkeit der Strafen. Der Vater straft seine Kinder, die Obrigkeit den ungehorsamen Bürger. Beide thun es in der Absicht, den Irrenden von seinen Vergehen abzuwenden. Oftmals erreichen sie ihren Zweck. Folglich sind die Leiden gut, den Menschen zu bessern.

Leiden erwecken Menschenliebe und Mitleid. —

„Wenn das Uebel und die Leiden der „Menschen bestimmt waren, die Menschen „mit einander zu verbinden; so erreichen „sie nicht allein dadurch ihren Zweck, daß „sie den Hülfsbedürftigen nöthigen, die „Hülfe seines Gleichen zu suchen; sondern „auch dadurch, daß sie bei denen, die „nicht leiden, aber Zeugen des Leidens „Andrer sind, wohlthätige und gesellige „Gefühle erwecken.

„Jedes Uebel erweckt Menschenliebe und „Mitleid. Jedermann macht sichs zur „Pflicht, den Kranken aus seiner Bekanntschaft zu besuchen, ihm, und wol gar „auch dem Unbekannten, wenn man darum ersucht wird, Erquickung zu verschaffen. Dem Genesenden giebt man schmackhafte Speisen und stärkendes Getränk. „Dem Leidenden springt man bei; man „stürzt sich in die Fluthen, das Leben dessen zu retten, der darin umkommen möchte. Wenn Feuer ist, kommt die Hülfe „von allen Seiten.

„— Ich weiß nicht, wie es zugeht —
„sagte mir eine sehr verständige Person —
„seitdem der Mensch krank ist, habe ich
„ihn immer vor Augen, da ich sonst nie
„an ihn gedacht habe, als wenn man von
„ihm sprach oder er vor mir stand. —
„In der That, der Mensch ging jene
„Person gar nichts an; sie hatte ihn nur
„einigemal im Vorbeigehen gesehn.

„Daraus lernen wir, daß das Uebel
„die Menschen genauer verbindet, nicht
„allein durch die Hülfe, sondern auch durch
„die Empfindung. Das Uebel an und
„für sich hat eine Kraft, unsre Aufmerk-
„samkeit zu erregen und auf einen Punkt
„zu fesseln.

„Man weiß ja, daß das Mitleiden leicht
„in Freundschaft gegen den Bemitleideten
„sich verwandelt. — Das thut das
„Vergnügen auch, wird man sagen. —
„Richtig. Aber die Freundschaft, welche
„Noth und Mitleiden erzeugten, ist inni-
„ger und edler. — Ihre Bande sind
„eher und fester angeknüpft; sie artet nicht
„so leicht in eine bloße Association zum
„Ver-

„Vergnügen aus; sie verschwindet nicht so „leicht.„

Wilh. Das dächte ich doch, daß das Vergnügen recht innige Freundschaft erzeugt. Freunde suchen sich alsdann so emsig auf, sind beständig bei einander, können sich nicht trennen —.

Vat. Ja, so lange als das Vergnügen währt. Lasset aber ein Hinderniß dazwischen kommen, so trennen sie sich, vergessen einander so geschwind, als sie Freunde wurden; und jeder sucht auf seiner Seite eine neue Freundschaft, d. h. neues Vergnügen.

Daher finde ich, daß die Stelle, die ich euch vorgelesen habe, nicht genug sagt. — Das Vergnügen, besonders wenn es in eigentlich so genannten Vergnügungen besteht, wendet das Herz von dem Freunde weg und zieht es auf sich. In diesem Falle liebt man, nicht den vermeinten Freund, sondern das Vergnügen, das seine Gesellschaft uns gewährt. Das Mitleid aber macht uns ganz unsrer selbst vergessen, und ver-

senkt uns ganz in den Menschen, den wir bemitleiden.

Nun wollen wir weiter lesen.

„Alle diese Beobachtungen sind ein Beweis, daß das Uebel die geselligen Empfindungen erzeugt und stärkt; folglich die „Menschen genauer verbindet; eine Wohlthat, die man nicht genug schätzen kann!

„Und zwar geschieht diese genauere Verbindung auf eine sehr edle Art. Das Uebel verbindet die Menschen mit einander, „nicht sowol, weil der Leidende Hülfe und „Trost sucht, welches nicht allemal geschieht; sondern weil der Mitleidige den „Leidenden sucht. Denn ob man gleich „denken sollte, daß die Freude und die „Dankbarkeit der Geretteten und Getrösteten an den Retter und Tröster fester, als „das Mitleiden, binden müßte; so ist es „doch nicht durchgehends und bei edlen „Herzen also. Denn der Helfer und der „Retter wird mehr Liebe für den Geretteten empfinden, als dieser für jenen —„

„Wenn irgend ein großer Unfall das „gemeine Wesen betroffen hat, sieht man

„unter

„unter dem Volke nichts, als menschen„freundliche Gesinnungen. Engere Ban„de, Freundschaft scheinen einige Tage „lang alle Herzen zu vereinigen. In sol„chen Tagen kann man einen Jeden, der „auf der Straße geht, dreist anreden. „Der rohe Mensch, der sonst nur eine „Grobheit zum Bescheide gesagt haben wür„de, antwortet diesmal mit Bescheiden„heit. Diejenigen, die sonst wol Andre „nicht des Ansehens werth achten, bleiben „stehen, fragen, lassen sich fragen, ge„ben Antwort, und unterhalten sich mit „Herablassung. Grobheit und Stolz sind „ganz verschwunden; Bekannte und Unbe„kannte treten zusammen, erkundigen sich, „erzählen, beklagen die Noth. — Die „ganze Stadt sieht nur Brüder.„ *)

Nun, meine Lieben, noch eine wichtige Betrachtung! Seyd recht aufmerksam; ich will sie euch aus dem Buche vorlesen.

„**Von unsrer Schwachheit**
„**hängt unsre ganze Größe**
„**ab.**

 „Die

*) Vom Uebel, 3 B. S. 80. ff.

„Die Größe besteht in der Kraft, und „wird durch große Thaten, — oder noch „besser — durch große Wirkungen sicht„bar.

„Sie ist ein Verhältniß zu andern Wir„kungen — und in der Rücksicht ist sie — „physische Größe.„

Wilh. Was heißt das, lieber Vater, physische Größe?

Vat. Es ist das Maaß der Kraft an und für sich, ohne das Gefühl dabei. Zum Beispiel. Ich kann einen Centner tragen. — Je weniger es mir Mühe kostet, desto weniger werde ich mir damit wissen, desto weniger werde ich mich anstrengen. Aber ich werde doch immer eine Kraft von gewisser Größe haben, ohne die Freude zu genießen, die mir eine solche Kraft, wenn ich sie schätzte, gewähren könnte. Auch werde ich kein Lob verdienen, weil mir die That keine Mühe macht.

Eben so wäre es, wenn ich, als ein vorzüglich guter Schwimmer, einen Men-

schen

schen aus Lebensgefahr im Wasser, ohne Mühe und eigne Gefahr, gerettet hätte.

Wenn ich aber nur mäßig schwimmen kann; wenn ich selbst für mein Leben im Wasser fürchten muß, und wirklich fürchte; aber die Menschenliebe dennoch mich bewegt, ins Wasser zu springen, um den Nothleidenden zu retten: so fühle ich, daß ich etwas Gutes mit Anstrengung und eigner Gefahr, mit Müh und Ueberwindung gethan habe. Dann achte ich mich deshalben, freue mich, so etwas zu können; meine That hat in meinen Augen eine gewiße Größe, die ich schätze und fühle. — Das ist die **moralische Größe.**

In jeder That ist eine physische Größe; das Maaß der Kraft. Wenn ich die Kraft mit Vergnügen erkenne und fühle — dann bekommt sie auch eine moralische Größe.

Habt ihr mich verstanden?

Beide. Ja.

Vat. Nun lasset uns weiter fortlesen.

„Oder

„Oder die Größe der Wirkung ist ein „Verhältniß zu der wirkenden Kraft; daraus entstehet moralische Größe.„

Es fehlt hier nur noch, daß die Kraft mit Einsicht und Gefühl ihre ungewöhnliche Wirkung thun muß. — Weiter:

„Dieß wird aus einigen Beispielen deutlich werden.

„Der Einwohner von Canada macht „Reisen von einigen hundert Meilen in „wüsten Gegenden, findet überall das „Wenige, das er braucht, und nimmt „mit einem Lager auf der Erde vorlieb. „Die Wirkung ist groß, aber doch nur in „physischem Verstande, in Vergleichung „mit dem, was wir Europäer und gesittete „Menschen vermögen. Denn der Canadenser, der solches zu thun gewohnt ist, „dem es keine Mühe kostet, verbindet damit keine Idee von Größe.

„Wenn Schiffszimmerleute auf den „Werften zu Sardham oder Plymouth ein „Kriegsschiff von achtzig Kanonen bauen, „machen sie wirklich ein großes Werk; sind

„aber

„aber darum nicht selbst moralisch groß;
„denn man kann von ihnen sagen: Sie
„wissen nicht, was sie thun. — Ihre
„Arbeit ist mechanisch; sie haben von der
„Größe ihres Unternehmens keine Einsicht
„und kein Gefühl.

„Wenn die Siebenmeilenstiefeln und
„andre Wunderdinge der Feenwelt reali-
„sirt würden; so wäre kein Zweifel, daß
„große Wirkungen geschähen. Der Mensch
„würde mehr vermögen, physisch größer
„werden. Moralisch groß könnte er aber
„nicht seyn, weil die größten Wirkungen
„ohne Mühe, ohne Kraft erfolgen wür-
„den. Es wäre dann, wie man zu sa-
„gen pflegt — keine Kunst, große Din-
„ge zu thun.

„Mit tausendfacher Größe und Kraft,
„würde dem Menschen auf Erden nichts
„schwer seyn. In ein paar Tagen könnte
„er die ganze Erde umreisen; er würde
„durch das Weltmeer waten, wie er jetzt
„durch einen Bach geht. Alle die großen
„Thiere, die ihn jetzt zur Kunst und Vor-
„sicht auffodern, würden ihm eine Klei-
„nig-

„nigkeit seyn; den Elephanten faßte er bei „dem Rüssel, und schleuderte ihn auf den „höchsten Berg. Den Wallfisch nähme er „in die Hand, wie einen Stint. Alle „solche Thaten wären ein Spiel der Kin„der. Es wäre nichts mehr da, woran „der Mensch sich üben, nichts mehr, das „seinen Muth aufbieten könnte. — Das „Theater wäre ihm zu klein — in einem „ungeheuren Körper würde eine kleine See„le wohnen.

„Wenn aber, bei mäßigen Kräften, „wie sie der Mensch hat, große Gegenstän„de ihn auffodern; dann verändert sich „die Scene. Die Gegenstände scheinen „den Kräften überlegen zu seyn; daraus „folgt —

„1) Daß der Mensch die Idee und das „Gefühl vom Großen bekommt.

„Große Ideen aber und erhabne Ge„fühle machen die Größe der Seele aus.

„2) Das große Unternehmen erfodert „Muth, und erzeugt ihn.

„Der

„Der Muth ist das wesentlichste Stück „der Seelengröße.

„3) Große Unternehmungen üben und „erhöhen die Kräfte. — Auf diese Art „wird die Kraft des Menschen einigerma„ßen sein eignes Werk. Die Vermehrung „der Kräfte macht die Veredlung seines „Körpers und seiner Seele aus; und das „Bewußtseyn dieser Vermehrung und des „Antheils, den der Mensch an seiner eig„nen Veredlung hat, macht die moralische „Veredlung.

„4) Große Unternehmungen — das heißt, „solche, die seine eignen Kräfte zu über„steigen scheinen, — fodern den Men„schen auf, neue Kräfte zu suchen, sich „solche zu unterwerfen, zu seinem Zwecke „aufzubieten. Er muß nachdenken, An„stalten machen.

„So wird sein Verstand immer mehr „gebildet; und auf der Bildung des Ver„standes beruht die ganze Größe des Men„schen.

„5) Große Unternehmungen — man „mag auch noch so viele Kräfte zu ihrer „Ausführung anwenden — erfodern Zeit. „Dieses lehrt den Menschen Geduld, Standhaftigkeit, Ausharren.

„In diesen Eigenschaften aber besteht „die Festigkeit der Seele, ohne welche „keine Größe stattfinden kann.

„Alle diese Eigenschaften gehören zur „moralischen Größe. — Keine kann, der „Größe unbeschadet, fehlen.

„Alle diese Eigenschaften aber können „nur durch große Unternehmungen erhalten und gebildet werden.

„Große Unternehmungen aber sind solche, welche die Kräfte in ihrem natürlichen Zustande übertreffen.

„Wenn es Gegenstände geben soll, die „den Kräften in ihrem natürlichen Zustande überlegen sind, so müssen letztere, in „Verhältniß mit den Dingen, eingeschränkt, — d. h. der Mensch muß schwach „seyn.

„Wer wird nicht bekennen, daß Peter „ein großes Unternehmen wagte, als er „anfing sein Volk zu civilisiren? — „Warum aber war das Unternehmen „groß?

„Weil das Volk ungemein roh und un„gebildet war.

„Weil sich die Gebräuche, die Vorur„theile, die Unwissenheit, die Rechte des „Volks und der Großen, und der Eigen„nutz der Geistlichkeit, der Aufklärung wi„dersetzten.

„Weil in dem ganzen Russischen Reiche „kein Mann zu finden war, welcher Kün„ste und Wissenschaften kannte.

„Weil Peter selbst von Künsten und „Wissenschaften keine Idee, und nur eine „dunkle Ahndung hatte.

„Weil der Lehrer seines Volks erst selbst „lernen, und sich bilden mußte, ehe er „das Werk anfangen konnte.

„Weil ein mächtiger Kaiser, der, wie „seine Vorfahren, auf dem Thron immer

„hinschlummern konnte, diesen Thron ver-
„lassen, und in die weite Welt wandern
„mußte, um Künste und Wissenschaften,
„die er sein Volk lehren wollte, selbst zu
„lernen.

„Man räume alle Schwierigkeiten weg;
„man gebe Petern eine gute Erziehung;
„man setze, das Volk sey ganz willig, alle
„Vorschläge des Kaisers anzunehmen und
„auszuführen, so daß der Regent nur
„durch Edickte sein Volk auf die Idee brin-
„gen darf —: so wird Niemand etwas
„Großes darin finden.

„Die Größe des Unternehmens besteht
„also in der Schwierigkeit der Ausführung.
„Diese Schwierigkeit ist aber weiter nichts,
„als ein Verhältniß zu den Kräften, die
„ausführen sollen. Sind diese, ohne An-
„strengung und in ihrem natürlichen Zu-
„stande, der Sache gewachsen oder über-
„legen; so findet keine Schwierigkeit, mit-
„hin keine Größe, Statt *).

„Gesetzt also, der Mensch wäre vom
„Schöpfer mit solchen Kräften beschenkt
„wor-

*) Ebendas. S. 108.

„worden, daß er ohne alle eigne Uebung, „Bildung und Anstrengung, alles verrich„ten könnte; so würde seine ganze morali„sche Größe wegfallen. Wie oft aber ha„ben sich nicht die Menschen solche Kraft „gewünscht! wie oft haben sie nicht gegen „den Schöpfer über den Mangel derselben „geklagt!

„Also beruht unsre moralische Größe „auf unsrer Schwäche!

„Pascal sagt von dem Menschen:

— **Sein Elend beweiset seine Größe.** —

„Er konnte weiter gehen, und sagen:

— **Seine Schwäche (sein Elend) ist der Grund seiner Größe.** —

Wilh. Erlauben Sie mir, bester Vater, noch eine Frage. In solcher Materie ist es allzu wichtig, aus allem Zweifel zu kommen.

Vat. Allerdings. Deine Frage soll mir lieb seyn.

Wilh. Was nützet uns eine Größe, die wir so theuer erkaufen müssen? Wäre es nicht besser, wir wären klein und ruhig?

Vat. Wie die Schaafe auf der Weide; die freilich wenig leiden, aber auch wenig genießen; und von denen man freilich nicht sagen kann, daß sie unglücklich, aber auch nicht, daß sie glücklich sind —?

Aber höre nur; die Antwort ist auch in diesem Buche.

„Sollte man sich wol vorstellen können, „daß es Menschen giebt, welche fragen: „Was hilft mir diese Größe —? Ich „möchte lieber weniger groß, und weni„ger schwach seyn.

Wilh. Das ist gerade meine Frage.

Vat. Du bist der erste nicht, der sie gethan hat. — Aber nun höre auch die Antwort und beherzige sie.

„Das kommt daher, daß man nicht
„auf sich selbst aufmerksam ist, und sich
„von dem Zustande, in welchem man sich
„zu seyn wünscht, keinen rechten Begriff
„gemacht hat. Denn es wäre wirklich
„hart, die Frage aus der Gefühllosigkeit
„die sie zu verrathen scheint, zu erklären.
„Derjenige wäre zu beklagen, der diese
„Frage, nach genauer Prüfung und Ue-
„berlegung, noch im Ernst aufwerfen könn-
„te. Er müßte, der Beklagenswürdige,
„keinen Begriff, kein Gefühl von mensch-
„licher Größe und Glückseligkeit haben.

„Denn freilich kann der Mensch, ohne
„Gefühl von Größe und Würde, Genuß
„haben. — Er genießt aber, wie das
„Thier. — Seine ganze Glückseligkeit
„beruht auf den Sinnen. — Diese
„Glückseligkeit aber eilt so schnell vorüber,
„als der flüchtige Kitzel der Sinne. Wenn
„diese gesättigt, oder durch den Genuß
„erschöpft und abgemattet sind, dann bleibt
„ihm nichts mehr, als leere Unthätigkeit,
„übrig. Der Genuß, wenn er blos phy-
„sisch ist — (das heißt, sinnlich oder

„körperlich, ohne daß der Verstand oder „das Herz Theil daran nehmen) — hat „keine Innigkeit.„

Also beruht, nicht allein unsre Größe, sondern unsre höchste Glückseligkeit, auf unsrer Schwäche, auf dem Uebel.

Bemerket, meine Kinder, den Unterschied zwischen dem Vergnügen, das ihr beim Tische genießet, und dem, das ihr empfindet, wenn ihr euch mit einem recht geliebten Freunde unterhaltet, oder die schöne Natur anschauet, oder wenn wir uns von dem Sternenhimmel unterhalten. Welches Vergnügen ist euch angenehmer? welches geht mehr in die Seele?

Wilh. Unstreitig die letzteren.

Ferd. Die Vergnügungen des Tisches sind vergessen, sobald wir satt sind; und das Sattwerden währet nicht lange.

Vat. Nun, so wären alle unsre Vergnügungen beschaffen, ohne das Uebel, d. h. ohne moralische Gefühle.

Ferd. O da will ich lieber etwas leiden; es kommt ja so nur selten; und dadurch werde ich einer wahren Glückseligkeit fähig, die ich ohnedieß nicht empfinden würde.

Wilh. Auf diese Art ist freilich das Uebel, in der That, die größte Wohlthat, die uns der Schöpfer verliehen hat.

Vat. Das haben auch die Alten schon erkannt.

Zwanzigstes Gespräch.

Das Uebel ist sehr nützlich.

Beschluß.

Vater.

Es bleibt uns noch Eines über die Nützlichkeit des Uebels zu betrachten übrig; alsdann wollen wir diese Lehre beschließen.

Wilh. Ich wollte, Sie unterhielten uns noch lange davon, lieber Vater; es ist mir, als wenn ich, durch diese Lehre, die Welt unter einer ganz andern Gestalt hätte kennen gelernt.

Vat. Die Materie ist reichhaltig genug, daß ich euch noch lange davon unterhalten könnte. Ich muß aber noch andere Gegenstände mit euch betrachten, und euch diesen zum eignen Nachdenken überlassen.

Wilh. Ich werde daran noch oft denken; es ist mir angenehm.

Ferd. Was war denn ihre neue Betrachtung, bester Vater?

Vat. Diese: — die Tugend ist doch der höchste Werth des Menschen, die höchste Stuffe von Moralität und Vortrefflichkeit, die er erreichen kann. Nicht wahr?

Ferd. Ja, die Tugend wird immer als das Vortrefflichste gelobt.

Vat. Nun sage mir: Würdest du wol Den tugendhaft nennen, der im Trinken immer äußerst mäßig wäre, aber auch kein ander Getränk kennte, als Wasser?

Ferd. Um zu wissen, ob er mäßig, das heißt, tugendhaft ist, müßte ich ihn erst beim Weine sehen. Kennt er den, und hat er ihn, und ist dabei mäßig: dann nenne ich ihn tugendhaft.

Vat. Du bist mit deinem Beifalle sehr freigebig, mein Sohn.

Ferd. Wie so?

Vat. Gesetzt, dieser Mensch hätte einen natürlichen Widerwillen vor dem Weine; wäre er tugendhaft?

Ferd. Nein. Er muß auch den Wein gern trinken.

Vat. Wenn er also auf den Ehrennamen eines Tugendhaften Anspruch machen will, muß er Wein haben, ihn gern trinken, und dabei doch mäßig und nüchtern bleiben. Nicht also?

Ferd. Ja.

Vat. Wenn Dieser nun sich seinen Geschmack niemals verleiten läßt, so nenne ich ihn tugendhaft.

Ferd. Ja.

Vat. Wenn er nun daneben oft in Gesellschaften kommt, wo man Vergnügen daran findet, selbst unmäßig viel zu trinken, und Andre dazu zu verleiten —?

Ferd. Dann ist er noch tugendhafter, als in jenem Falle.

Vat. Warum das?

Ferd. Weil er noch eine Schwierigkeit mehr zu überwinden hat.

Vat. Also besteht ja wol, nach deiner Meinung, die Tugend in der Ueberwindung der Schwierigkeiten?

Ferd. Allerdings; sonst könnte ja auch ein Thier tugendhaft heißen, denn dieses begeht selten Fehler, weil es keine begehen kann.

Vat. Ganz richtig. — Ob man gleich, mit Recht, den Schöpfer der Welt für das vollkommenste moralische Wesen hält, so daß man sogar behauptet, Er könne nie fehlen, weil Er allwissend, allweise, allgütig und allmächtig ist: dennoch nennt man Ihn niemals tugendhaft. Woher mag das kommen?

Ferd. Sie haben mir die Auflösung schon an die Hand gegeben, wenn Sie sagten: Er könne nicht fehlen. — Es wird ihm also nicht schwer, Gutes zu thun; Er hat mit keiner Schwierigkeit zu kämpfen.

Vat. Ganz richtig. So spricht der Dichter:

„Fürwahr, die Tugend kostet Müh;
„Sie ist der Sieg der Lüste.„

Nun vergleichet einmal diese Vorstellungen.

1) Die Tugend ist die höchste Stuffe der menschlichen Moralität.

2) Die Tugend besteht in der Ueberwindung der Schwierigkeiten.

Worauf beruht nun unsre höchste moralische Vollkommenheit?

Wilh. Auf den Schwierigkeiten, die wir zu überwinden haben.

Vat. Und diese Schwierigkeiten, woher kommen sie? —

Ihr stocket — so will ich euch auf den Weg helfen.

Worin bestand, in jenem Beispiele, die Schwierigkeit der Nüchternheit?

Wilh. In der Lust, Wein zu trinken, in dem Geschmack.

Ferd. Und in dem Zureden der unmäßigen Trinker.

Vat. Ohne die Lust zum Weine und ohne die Versuchung zur Verführung, wäre also die Nüchternheit keine Tugend?

Ferd. Nein.

Vat. Nun sagt mir: ist ein Geschmack, der mich weiter antreibt, als das Bedürfniß, und mich hinreißen kann, mir an der Gesundheit und an der Vernunft zu schaden, ein Fehler, oder nicht?

Wilh. Allerdings ein Fehler, ein recht großer Fehler!

Vat. Oder auch, was man ein Uebel, eine Schwachheit nennt?

Wilh. Ohnstreitig.

Vat. Und bei Jenen, die an der Unmäßigkeit Vergnügen haben, und Andre noch dazu zu verleiten trachten. Ist das auch ein Fehler?

Ferd. Es ist noch mehr, als ein Fehler; es ist ein Laster. Denn man nennt Laster einen zur Gewohnheit gewordenen Trieb, etwas Uebels zu thun. Hier ist gar ein doppeltes Laster. Erstlich die Unmäßigkeit, und dann die Verführung Andrer.

Vat. Ohne den fehlerhaften Hang zum Weine einerseits, und das Laster andrerseits, wäre also die Nüchternheit keine Tugend?

Wilh. Nein.

Vat. Nun — worauf beruht denn unsre Tugend, unsre höchste moralische Vollkommenheit? — Saget —

Ferd. Auf unsern Fehlern, Schwachheiten und Lastern.

Wilh. Das ist sonderbar, daß unsre Vollkommenheit die Unvollkommenheit zum Grunde haben muß.

Vat. Nicht anders. — Also ist das Uebel auch die Quelle unsrer größten moralischen Vollkommenheit.

Wollen

Wollen wir nun das Uebel wegwünschen, darüber klagen?

Wilh. Das wäre unüberlegt. — Das Beste in der Welt gienge damit verloren, unsre Glückseligkeit und unser Werth.

Vat. Lernet daraus, nicht leicht die Einrichtungen Gottes tadeln.

Wir wären minder glücklich durch die Ausübung der Pflichten, wenn dieselbe uns leichter wäre. Wir würden gleichfalls minder glücklich seyn durch die Erkenntniß der Wahrheit, wenn uns die Entdeckung derselben weniger Mühe kostete, wenn wir nicht unwissend und unser Verstand nicht eingeschränkt wäre.

Dieß will ich euch aus jenem Buche *) vorlesen; leset es nachher nach, und bittet Herrn Frommann, daß er es euch genauer erkläre.

„So wie die Veredlung der thätigen „Kräfte der Seele, heißt es hier, auf der „moralischen Unvollkommenheit beruht, so „beruht

*) Vom Uebel, 3 B. S. 139.

„beruht auch die Veredlung der Erkennt„nißkräfte auf der Unwissenheit und der „Beschränkung unsrer Einsichten.

„Das Wissen hat allerdings seinen Nu„tzen und seine Vortrefflichkeit. — Die „Allwissenheit, wenn der Mensch derselben „theilhaftig werden könnte, wäre unstrei„tig ein herrliches Geschenk. — Ange„bohrne oder eingegebene Erkenntniß wür„den dem Menschen manchen Fehltritt, „manchen Irrthum, und mithin manches „Leiden ersparen. — Es giebt aber noch „einen größeren Nutzen der Erkenntniß, der „in der Veredlung, Schärfung und Stär„kung des Verstandes besteht. Und dieser „größere Nutzen fällt bei der Eingebung „und den angebohrnen Kenntnissen (wenns „auch Allwissenheit wäre) gänzlich weg. „Wer nur weiß, der hat für seine Vered„lung nichts gethan.„

Wilh. Wäre unser Erkenntnißvermögen nicht schon deßwegen auf der höchsten Stuffe der Vollkommenheit, weil es die Allwissenheit bekommen hätte?

Vat. Auf der höchsten Stuffe der Erkenntniß: Ja, aber es wäre unthätig. Denn womit würde es sich nun beschäfftigen? Wir hätten das Vergnügen nicht, immer weiter gekommen zu seyn, und sagen zu können: Diese Erkenntnisse, diese Bildung meines Verstandes habe ich durch eignen Fleiß erworben.

Doch höre weiter.

„Worin besteht diese Veredlung? —
„(und die Glückseligkeit des Menschen durch
„seinen Verstand?) — In Thätigkeit, in
„der Vermehrung der Kraft — (in dem
„Bewußtseyn, daß man es selbst dahin ge-
„bracht hat.) — Diese aber findet —
„nicht im Wissen — sondern im Su-
„chen, statt. Ein selbstgefundener Irr-
„thum hat für die Stärkung — (und Be-
„seligung) — der Seele mehr Kraft, als
„hundert erlernte Wahrheiten.

„Wenn also Kraft, Thätigkeit, Selbst-
„denken unsre Geistesgröße ausmachen, so
„beruht unsre Größe auf unsrer Einge-
„schränktheit. Diese Eingeschränktheit also
„ist die Quelle unsers Seelenadels und un-

„sers Genusses der Wahrheit. — Denn „wenn wir auch die Allwissenheit mit uns „in die Welt brächten, so glaube ich, daß „dieser Schatz uns wenig erfreuen würde. „Wir hätten gar kein Vergnügen davon; „wir würden sie, nicht als ein Glück, son- „dern als einen bloßen Zustand ansehen.

„In dem Suchen nach Wahrheit aber „ist eine reichliche und vielfache Quelle von „beseligendem Gefühle.

„Einmal, das Suchen selbst. Es ist „Thätigkeit; und Thätigkeit — nach dem „Maaße der Kräfte — ist Vergnügen.

„Zweitens; wie angenehm, wie beseli- „gend ist das Finden einer Wahrheit, und „sollte es nur eine Wahrscheinlichkeit seyn! „Wenn plötzlich, nach langem Bestreben, „die Wahrheit sich zeigt, dann ist einem, „als wenn man aus der Finsterniß in ein „angenehmes Licht tritt, oder so, als wenn „man vom Himmel erleuchtet würde. „Wie gern nun, mit welchem innigen „Vergnügen überschaut man die Reihe der „Ideen, welche mit der neugefundenen zu- „sammenhängen! Mit welcher Wonne

„verfolgt man diese neue Idee in allen ih-
„ren Zweigen, in allen Anwendungen, die
„man davon auf schon bekannte, aber
„dunkle und bisher räthselhafte Objecte
„machen kann! Wer beständig im Son-
„nenlichte lebt, fühlt nichts. — Der
„nur genießt die Pracht des Himmels, der
„lange, unter einer düstern Wolke, oder
„in einer finstern Höle, sich nach Licht ge-
„sehnt hat.„

Wilh. Das habe ich während dieser ganzen Lehre empfunden.

Vat. Siehest du, mein Sohn, daß das Uebel gut ist?

Wilh. Ja, ich sehe und fühle es. Wie schön sind Gottes Einrichtungen!

Vat. „Und dann endlich der Gedanke:
„Ich habe es gefunden! Ich habe es
„herausgebracht! Durch meine Thä-
„tigkeit, durch meine Kraft genieße
„ich die Erleuchtung und besitze ich die
„Wahrheit!

„Nun nehme man dem Menschen seine
„angebohrne Unwissenheit; man lasse ihn

„alle Wahrheit mit in die Welt bringen,
„oder vom Himmel erleuchtet werden, oh-
„ne Müh und Arbeit; — so geht alle
„die Seligkeit, die er in der Untersuchung
„der Wahrheit finden kann, gänzlich, un-
„wiederbringlich verloren. Wollt ihr das,
„ihr Denker und Finder der Wahrheit?

„Murre nicht, o Mensch, wider dei-
„nen Schöpfer, wenn dessen Einrichtun-
„gen dir dunkel sind, und dir manchmal
„Mühe und Arbeit, auch wol zuweilen
„einiges Leiden bringen. Er, der Vater,
„hat es mit dir gut gemeint; und Er ver-
„steht es besser als du. Laß Ihn regie-
„ren, Er wird alles wohl machen. Spü-
„re du indessen seinen Wegen nach —; es
„wird dir nicht selten glücken, den Aus-
„gang derselben zu finden. Dann wirst
„du die Weisheit und Güte Dessen preisen,
„Der, wenn Er auch selbst im Dunkeln
„wohnt, dennoch Licht um sich her ver-
„breitet hat; so daß, wenn du Ihn nicht
„finden kannst, die Schuld nur daran
„liegt, daß du Ihn nicht gehörig suchest."

Wilh.

Wilh. Das ist gewiß, daß man, bei einigem Nachdenken, eine unaussprechliche Weisheit nicht verkennen kann.

Ferd. Gilt denn aber dieses von allem Uebel, daß es eine Quelle des Guten ist?

Vat. Das möchte ich nicht behaupten. Wer wollte es aber leugnen? Um es zu entscheiden, müßten wir die ganze Verkettung der Dinge überschauen können.

Soviel ist aber ausgemacht, daß alle unsre Fehler einen guten Endzweck haben, und im Grunde eine nützliche Anlage sind, die der Schöpfer zu unserm Besten gemacht hat.

Die Furcht, z. B. . . .

Ferd. Die Furcht ist ja so unangenehm! Sollte die gut seyn?

Vat. Würden wir ohne Furcht wol die Gefahr sorgfältig genug vermeiden und uns davor bewahren?

Ferd. Freilich nicht; denn wir geben uns, trotz aller unsrer Furchtsamkeit, noch oft genug in Gefahr.

Wilh. Sollte denn der Zorn auch gut seyn, oder Gutes zum Zweck haben?

Vat. Ganz gewiß. Er ist uns ja zu unsrer Vertheidigung gegeben.

Wilh. Er thut doch aber so unaussprechlich viel Schaden!

Ferd. Furcht und Zorn scheinen ihrem Zwecke ganz zuwider zu seyn. Denn die Furcht macht die Gefahr größer; der Zorn stürzt sich darein, und verhindert die Gegenwehr, weil beide Leidenschaften den Menschen verblenden und den Gebrauch der Vernunft stören.

Vat. Das thut das Uebermaaß dieser Leidenschaften, nicht das Gefühl selbst. Aber es ist ja alles Uebermaaß schädlich.

Diese Leidenschaften, wenn sie auch in etwas den Gebrauch der Vernunft stören, ersetzen es einigermaßen durch die Vermehrung der Leibesstärke. In der Furcht und im Zorne hat man schwache Personen Dinge thun gesehen, deren die Stärksten kaum, bei ruhigem Gemüthe, fähig sind.

Das

Das Uebrige von dieser Materie überlasse ich eurem eignen Nachdenken und ferneren Untersuchungen.

Nur will ich euch den Gesichtspunkt, aus welchem ihr die Sache betrachten müßt, vor Augen setzen und bestimmen. Vergesset ihn bei eurem Nachdenken darüber niemals.

Es ist die Frage nicht: Ob Gott in der That gütig und weise ist? Das ist schon an und für sich ausgemacht.

Auch nicht: Ob das Uebel in der Welt sich mit Gottes Güte und Weisheit verträgt? Das muß wol seyn; denn Gott ist gütig und weise — und doch ist Uebel da; beides ist unleugbar.

Die Frage ist aber: Zu untersuchen: Worin denn diese Harmonie des Uebels mit der Weisheit Gottes besteht?

Dann untersuchet ihr jedesmal:

1) Aus welcher Quelle das Uebel, wovon die Rede ist, entsteht?

2) Ob diese Quelle an und für sich schädlich ist, oder nicht?

Da werdet ihr jederzeit finden, daß die Quelle gut ist.

3) Ob dieses Uebel abzuwenden steht, oder nicht?

4) Ob es rathsam wäre, dieses Uebel zu verhindern, in dem Fall, daß es möglich seyn sollte?

5) Ob ihr damit nicht viel Gutes verhindern würdet?

Da werdet ihr immer finden, daß es ohne Schaden nicht gehoben werden könnte; daß das Glück des Menscheu, seine geistige und moralische Bildung, jederzeit darunter leiden würde.

Niemals aber müßt ihr euch bei einem besondern Falle aufhalten, sondern immer aufs Ganze, auf die ganze Art dieses Uebels sehen. Diese Regel ist von der äußersten Wichtigkeit.

Wenn die Menschen die Frage vom Uebel aufwerfen, dann pflegen sie es folgendermaßen anzustellen.

„Warum leide Ich diesen Schmerz? „Warum ist mein Korn verhagelt? Warum brennt mein Haus? Warum ist „mir mein geliebter Sohn in seiner Jugend gestorben?„

Warum gerade **dies** und **dir** geschehen, das weiß ich nicht.

Warum es Schmerzen giebt, warum es hagelt, warum ein Haus brennt, warum Menschen und junge Leute sterben; das weiß ich wol. Ich weiß, daß es, nach weisen, heilsamen und nothwendigen Gesetzen, nicht anders geschehen kann. Ich weiß, daß der Bau unsers Körpers, welcher die Schmerzen veranlaßt, vortrefflich ist; ich weiß, daß der Hagel seinen Nutzen hat; daß wir das Feuer nicht entbehren können. Das alles weiß ich.

Auch das weiß ich, daß wir dadurch Vorsicht und Klugheit lernen.

Es ist also gut, daß die Dinge in der Welt so eingerichtet sind.

Warum Du? Ey, und warum nicht Du so gut, als ein Andrer? Jemanden muß es treffen; und du und ich, wir können keine Vorrechte verlangen. Jeder Andre würde, mit Recht, eine ähnliche Fordrung machen.

Im Detail und einzeln genommen, ist die Frage unbeantwortlich.

Nun bleibt uns noch eine Frage zu untersuchen; nemlich:

Ob die Aufhebung des Uebels in einzelnen Fällen, sich mit dem Gange, den die Fürsehung genommen hat, verträgt?

Ferd. Ich dächte, die Frage bedürfte keiner Untersuchung.

Wilh. Wie so?

Ferd. Ist sie denn nicht schon dadurch ausgemacht, daß die Fürsehung wirklich die

die einzelnen Uebel nicht aufhebt? Also verträgt sich ja diese Aufhebung schlechterdings nicht mit ihrem Plane.

Vat. Du hast vollkommen Recht. Wenn wir es aber deßwegen nicht nöthig haben, den Plan der Fürsehung zu untersuchen; so wird es doch gut seyn, um uns einen deutlicheren Begriff von ihren Fügungen zu machen: was uns sehr nützlich und angenehm seyn muß.

Wir wollen die Untersuchung aber für morgen versparen.

Ein und zwanzigstes Gespräch.

Verschiedene Vorstellungen von der Fürsehung.

Vater.

Alle Menschen, wenn sie nur eine Sprache gekannt haben, haben einen Begriff von einer oder mehreren Gottheiten gehabt, die sie als den Urheber aller Dinge betrachteten. Sie sahen, daß alle Werke des Menschen hinfällig sind und Ausbesserungen bedürfen. Diese Hinfälligkeit sahen sie in den Werken der Natur, an den Thieren, den Pflanzen, den Steinen, kurz an allen einzelnen Geschöpfen auch. Diejenigen, welche über die erste Roheit hinweg waren, wußten auch, daß solche Dinge durch Kunst länger erhalten, und daß ihre Zerrüttungen wieder in Ordnung gebracht werden können.

Diese Vorstellungen, an welche die Erfahrung und alle bekannten Dinge sie gewöhnt hatten, wandten sie auch auf die Welt im Großen an. Auch diese bedurfte, ihrer Meinung nach, dann und wann Ausbesserung, Ersatz des geschehenen Schadens, ꝛc.

Sie sahen in der Natur manches, das ihnen Zerrüttung zu seyn schien. Stürme, Ungewitter, fürchterliche Ausbrüche der Volkanen, Erdbeben —; vor allen aber die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes. Jene Zerrüttungen schienen ihnen der Erde den Untergang zu drohen; letztere aber den Untergang der ganzen Welt.

Nach und nach sahen sie alles wieder in die vorige Ordnung zurückkehren. — Was war natürlicher, als daß sie dieses für Folgen einer Ausbesserung ansahen, da sie jene Erscheinungen für Zerrüttungen gehalten hatten? Der Schluß war ganz richtig.

Die Welt brauchte also Ausbesserung und Erhaltung.

Wer aber sollte sie erhalten und ausbessern?

Wer sonst, als Der, der solche geschaffen und geordnet hatte; die Gottheit? Die Menschen waren dazu zu ohnmächtig.

Also war es ein anerkannter Lehrsatz, daran Niemand zweifelte, daß die Gottheit die Welt erhalte und regiere. Und diese Fürsorge der Gottheit hieß die Fürsehung.

Da die Fürsorge der Menschen darin besteht, daß sie nach einer Sache sehen; und wenn sie irgend etwas daran bemerken, dafür sorgen, daß alles Schädliche abgewendet und der Schaden wieder ausgebessert werde: so stellten sie sich die göttliche Fürsehung unter eben diesem Bilde vor. — Gott ist den Menschen nur immer ein Mensch gewesen; nur etwas stärker, mächtiger und klüger, als die sichtbaren.

Gott sah also auf die Welt, verhinderte durch seine Dazwischenkunft den Untergang und die Zerrüttung derselben; Er besserte den Schaden aus, und brachte die Unordnungen wieder zurechte.

Dar=

Daraus entstand die Lehre von vielen Göttern, von Untergottheiten, von bösen Dämonen, die das Unheil in der Welt anrichteten. Daraus kamen alle Schwierigkeiten in der Lehre vom Ursprung des Uebels.

Der höchste Gott — denn alle Menschen haben einen erkannt — war der König. Er hatte seinen Hof und seine Minister; diese waren die Untergötter. Denn so wenig, als ein König allein sein Land, so klein als es immer seyn mag, regieren kann; eben so wenig konnte ein Gott die Welt regieren: ob er gleich sehr mächtig und weise war, so war doch die Welt immer zu groß. Und dann mögen die Menschen nicht gern zuviel Arbeit haben: auch der oberste Gott mußte Ruhe und Freude genießen, und nicht zu viele Geschäffte übernehmen. Jeder König hat seine Feinde, die, bei einer schlechten Landespolizei, Unheil in seinen Staaten anrichten. Gott hatte in seinem Rathe Verräther, schlechte Unterthanen in seinem Reiche, und arge Feinde, die in sein Gebiet Einfälle wagten. Das waren

die bösen Dämonen; die Giganten der Fabel.

Endlich vertrieb eine bessere Erkenntniß und reiferes Nachdenken den Wahn von der Mehrheit der Götter und von den Untergottheiten. Man erkannte, daß nur ein Gott, ein Schöpfer, ein Herr und Beherrscher der Welt seyn konnte, dessen allwaltende Fürsehung alles regiert, wie seine Allmacht alles erschaffen hat.

Es blieb aber bei der vorigen Lehre von der Art, wie die Fürsehung die Welt erhält und regiert. Beständig ist, nach der Vorstellung der mehresten Menschen, Gott mit seiner Arbeit beschäfftiget; von Tage zu Tage lenkt, ordnet und verbessert Er, je nachdem es die Gelegenheit erfodert.

Also bleibt die Schwierigkeit bei der Frage vom Uebel in ihrer ganzen furchtbaren Größe; denn da Gott alles einzeln besorgt, so stellt man sich vor, daß seine Allmacht und Weisheit alles Uebel abwenden könnte, und daß seine Güte es von ihm fodert. Also weiß man nicht, was man zu den Leiden und dem Ungemach denken soll.

Um sich aus dieser Verlegenheit zu helfen, hat man sich in eine noch größere gestürzt, und zu der schon einmal eingeführten Lehre des alten unwissenden Aberglaubens gehalten. Was Gott, vermöge seiner Güte, nicht gethan haben konnte, das brachte man auf die Rechnung eines bösen Dämons, den man bei uns den Teufel nennt.

Man bedachte dabei nicht, daß die Verwüstungen, welche dieser Teufel anrichten soll, sich mit einer Fürsehung, die alles einzeln besorgt und regiert, gar nicht vertragen kann; weil die Fürsehung, wenn sie wirklich alles einzeln besorgt, jeden Eingriff dieses bösen Wesens verhindern, und jede etwanige Unordnung wieder verbessern sollte. Also gilt die Lehre von dem Teufel noch überall, und man sucht noch immer beide Lehren, so gut als man kann, zu vereinigen.

Andre, aufgeklärte Männer haben von der Fürsehung Gottes einen ganz andern Begriff.

Sie meinen, daß Gott, indem Er die Welt schuf, alles so einrichtete, daß seine Zwecke unfehlbar erreicht würden; und daß Er dafür durch allgemeine Gesetze gesorgt hat.

Dabei hat Er das Einzelne nicht übersehen; welches auch nicht möglich war. Denn aus dem Einzelnen könnten Zerrüttungen entstehen, welche den Untergang des Ganzen nach sich ziehn möchten.

Also sorgt Gott vollkommen für jedes Einzelne in der Welt; Er erhält es, und regiert alle Schicksale desselben; ohne Ihn fällt kein Sperling auf die Erde; es geschieht nichts ohne seinen Willen.

Nur nicht durch augenblickliche vergängliche Befehle, sondern durch ewige Gesetze und Einrichtungen.

Die beiden Vorstellungen von der Fürsehung sind für die Erhaltung und Regierung des Ganzen vollkommen einerlei; und der ganze Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß Gott, nach der ersten, nach und nach sein Werk verrichtet, und daß

Er,

Er, nach der andern, alles in dem Augenblick der Schöpfung vollendet hat.

Das sind die beiden Meinungen von der göttlichen Fürsehung.

So gern ich immer alle streitigen Punkte in ihren Würden gelassen habe, so kann ich doch nicht unterlassen, hier eine Untersuchung über diese Frage mit euch anzustellen, und eine Entscheidung zu versuchen; weil die Sache wirklich zu wichtig ist, und einen großen Einfluß auf unsre Hoffnungen und unser Vertrauen auf Gott hat.

Ich frage euch nicht, meine Kinder, welche von beiden Vorstellungen bei euch den Vorzug hat, weil ihr es noch nicht entscheiden könnt. Aber merket genau auf meine folgenden Fragen.

Wenn ihr zwei Kunstwerke, etwa zwei Uhren, vor euch hättet, wovon die eine, wie unsre gewöhnlichen Uhren, alle Tage aufgezogen und dann und wann gereiniget und ausgebessert werden müßte, übrigens aber richtig gienge — die andre gienge eben so richtig, wäre aber so beschaffen,

daß, nach ihrer Verfertigung, keine Hand mehr angelegt werden dürfte, daß sie entweder gar nicht abliefe, oder sich selbst aufzöge, gar nicht in Unordnung geriethe, oder von selbst wieder zur Ordnung käme; — die, wenn ja etwas darin abgenutzt, zerbrochen oder schadhaft würde, alles wieder von selbst besserte: — welche von beiden Uhren würde euch die vollkommenste zu seyn scheinen; und welchen Künstler hieltet ihr für den geschicktesten?

Wilh. Ohnstreitig wäre die letzte Uhr die beste, und der Künstler, der diese gemacht hätte, der geschickteste.

Ferd. Solche Uhr, wie die erste, macht jeder Uhrmacher; die letzte aber kann wol Niemand machen.

Vat. Nein, kein Mensch ist im Stande, eine solche Uhr zu machen.

Nach der ersten Vorstellungsart von der göttlichen Fürsehung, ist die Welt die erste Uhr. Gott muß beständig darauf sehen, immer von neuem Hand anlegen, erhalten, richten, ausbessern.

Nach

Nach der zweiten Vorstellung geht das Weltall von selbst seinen Gang, es braucht keine Erhaltung, keine Richtung, keine Ausbesserung; oder es findet dieses alles in sich selbst.

Wilh. Nach dieser Vorstellung aber bekümmert sich Gott um die Welt nicht mehr; es geht alles, wie es will.

Ferd. Lieber Bruder, wie kannst du so etwas sagen?

Wilh. Wie so?

Ferd. Die Welt geht, wie sie will: sprichst du. — Geht sie nicht gut? Das ist die Frage; und nicht, ob sie will.

Wilh. Ja, sie geht gut; aber Gott regiert und lenkt sie nicht.

Ferd. Erfüllt sie denn Gottes Absichten? Geht sie, wie Gott es will?

Wilh. Ja, aber durch eigne Kräfte; Gott sorgt nicht dafür.

Ferd. Höre, lieber Wilhelm; gesetzt, der Papa gäbe uns heute auf einmal alles,

was wir das ganze Jahr hindurch brauchen werden; so daß er uns keinen Tag mehr etwas reichen dürfte, weil wir es von seiner Güte schon hätten: — Würdest du in einigen Wochen wol sagen können: Der Vater bekümmert sich um uns nicht, er läßt uns laufen und selbst zusehen, woher wir was bekommen wollen —?

Wilh. Das wäre ja unvernünftig: hätte er uns denn nicht schon alles gegeben?

Ferd. Nun, bester Bruder! Wenn die Welt durch ihre eignen Kräfte besteht; wer hat ihr denn die Kräfte gegeben?

Wilh. Allerdings Gott. Nun sehe ich meinen Irrthum ein.

Vat. Lieber Ferdinand, das war gut. Und du, lieber Wilhelm, du hast sehr wohl gethan, deine Zweifel zu sagen.

Das ist richtig, wenn die Welt besteht, so besteht sie durch Gott. Wenn Gott beständig Hand anlegt, so ist daran kein Zweifel. Wenn aber Gott, gleich in dem Augenblick der Schöpfung, auf einmal, durch ewige Gesetze und Einrichtungen, für

die

die ganze Dauer derselben gesorgt hat; so sehe ich nicht, wie man anders sagen kann, als, daß Gott wirklich die Welt regiert. Die Einrichtung hat Er ja gemacht, die Kräfte hat Er ja gegeben. Kurz, alles ist immer von Gott.

Ich kehre wieder zu meiner Frage zurück. — Welche Vorstellung von der Fürsehung scheint euch eines allweisen und allgütigen Wesens würdiger — die erste oder die letzte?

Ferd. Ich wage dreist die Entscheidung: — die letzte.

Wilh. Ich bin der Meinung auch. — Denn eine Welt, die sich selbst erhält, von selbst ihren richtigen Gang geht, ist viel vollkommener, als eine Welt, die ihr Schöpfer immer lenken und ausbessern müßte.

Vat. Ich bin völlig versichert, daß die letzte Idee von der Fürsehung die wahre ist, weil sie die edelste und größte ist; und gewiß darf sich der Mensch nicht fürchten,

von Gott einen allzu großen Begriff zu haben.

Wilh. Wenn nur diese Idee von der Fürsehung möglich ist.

Vat. Das versteht sich, sie muß möglich seyn. Das können wir aber nicht untersuchen.

Noch mehr. Man sagt, daß Gott die Zukunft weiß. Wie aber kann man sich seiner Vorhersehung versichern, wenn Er nur immer bei Gelegenheit der Umstände regiert und verordnet?

Wilh. Ich dächte doch: denn Er hätte ja die Zukunft so einzurichten beschlossen.

Vat. Gut. Allein 1) da wüßte Er, oder brauchte nur zu wissen, was Er beschlossen hätte; das Uebrige könnte Ihm verborgen seyn.

2) Was ist das für eine große Vollkommenheit, zu wissen, was man beschlossen hat! Das weiß ja ein Jeder.

3) Kann Er auch dieses nicht einmal vorherbestimmen, wenn Er nicht alles weiß.

Denn,

Denn, als ein weises Wesen, muß Er sich ja in seinen Anstalten nach den Umständen richten. Wie kann Er also einen Entschluß fassen, wenn Er diese nicht vorhersieht?

Ich sage nicht, daß Gott bei einer successiven Fürsehung die Zukunft nicht kennt, oder nicht kennen kann. Ich sage nur, daß wir, nach dieser Lehre, seine Vorhersehung nicht als ungezweifelt annehmen können; weil wir von Gott nichts mit Gewißheit wissen, als was die Nothwendigkeit seiner Schöpfung uns von Ihm lehrt.

Bei der Idee von einer successiven Fürsehung, fällt die Gewißheit unsrer Erkenntniß von der göttlichen Vorhersehung ganz weg.

Dieses ist aber bei der Vorstellung von einer ewigen Fürsehung nicht der Fall. Wenn dabei Gott einen Zweck hatte; wenn es Ihm Ernst war, denselben zu erreichen; wenn Er sich der Erreichung seiner Absichten versichern wollte: — so mußte Er nothwendig die Wirkung aller Kräfte in der Welt vorhersehen; Er mußte sich ihrer beständigen Fortdauer und Regelmäßigkeit

versichern; Er mußte alle unvermeidlichen Ausschweifungen dieser Kräfte wissen, und Anstalten treffen, solche einzuschränken, damit sie nicht zu weit giengen, sein Werk zerstörten, und alle seine Maaßregeln vereitelten. Hatte Er nur eine gefährliche Combination übersehen, so konnte Er sich nicht der Dauer seiner Welt versichern.

Und es war nicht genug, die großen Begebenheiten vorhergesehen zu haben; als etwa den beständigen Lauf der Planeten. — Aus den kleinsten Begebenheiten können große Zerrüttungen entstehn.

Wer eine Uhr machen wollte, die immer ihren vollen richtigen Gang gienge, ohne daß man Hand anlegen dürfte, müßte sich nicht allein der Festigkeit und Dauer seiner Räder, der Stärke und Mäßigkeit der Feder; sondern auch der Unwandelbarkeit des geringsten Stiftchens versichern. Denn, wenn nur das geringste Stiftchen verrückt oder abgenutzt wird, so stockt das Werk, oder es geräth wenigstens in Unordnung.

Aber auch dieses reicht nicht zu. Der Künstler muß sich versichern, daß kein

Stäub-

Stäubchen in das Getriebe fallen, nicht das geringste Insekt hineinkriechen wird.

So auch war es nicht genug, daß Gott Feuer in die Welt legte, um das Leben darin zu erhalten; und Erde, Steine, Wasser, die den übermäßigen Ausbruch des Feuers einschränkten. Er mußte für ein gehöriges Maaß Feuers sorgen, und Anstalten treffen, dasselbe zu unterhalten, so daß gewiß immer genug da wäre; Er mußte ihm auch immer zureichende Nahrung versichern, Magazine von brennbaren Materialien anlegen; doch aber so, daß sie nicht zu geschwind ergriffen, verzehrt würden, und einen ungeheuren Brand verursachten. Die Keime dazu mußten sich nach und nach entwickeln, niemals fehlen und niemals sich überhäufen. Von der andern Seite durften auch die einschränkenden Kräfte, die Erde, die Steine, das Wasser, niemals weder zu schwach, noch zu stark werden, damit des Feuers niemals zu viel und niemals zu wenig würde; welches beides gleichfalls Verwüstung und Tod nach sich ziehen müßte.

Im Jahre 1783. wurden Sicilien und Calabrien durch die Wuth ihrer Volkane und durch fürchterliche Erdbeben fast verwüstet. Berge und Thäler wichen aus ihrem Orte. Zu gleicher Zeit wurden Island und Constantinopel erschüttert. Die Bewegung ging also unter ganz Europa hindurch. Man weiß, daß das ganze mittelländische Meer, wie ein Kessel, auf einem unermeßlichen Feuer steht. Also sind die unterirdischen Feuerschlünde unter ganz Europa mit einander verbunden; der Aetna mit dem Hekla; die Feuergänge gehen von Sicilien nach Island und nach Constantinopel. — Gesetzt nun, der Schöpfer der Welt habe beschlossen Europa zu erhalten: was mußte Er vorherwissen?

Auf Feuerschlünden befestigte Ers. Diese Feuerschlünde müßten erhalten und eingeschränkt werden. Ueber diesen Feuerschlünden liegt eine ungeheure Menge Wassers, das mittelländische, das adriatische Meer, die Nordsee und ein Theil des Oceans. — **Man befestige nur, wird man sagen, den Boden dieser Meere, daß das**

Wasser sich in das Feuer nicht ergießen, und letzteres löschen kann. Das ist bald gesagt. — Allein es ist eine Communication zwischen beiden. Die Feuerschlünde öffnen sich einen Weg durch den Boden des Meers, werfen ihre Flammen durch das Wasser, thürmen Inseln und Berge auf. Das Feuer strebt hinauf, das Meer hinunter — und sie müssen, wenn die Welt bestehen soll, nimmermehr zusammenkommen! Die Ausbrüche des Feuers mußte der Schöpfer vorherwissen: mußte dabei aber auch versichert seyn, daß die Risse niemals groß genug werden würden, um das Meer zu verschlingen oder das Feuer zu löschen.

Man wird sich hier große Felsenmassen denken — Das wäre gut, auf einige Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende. Man erinnere sich dabei aber, daß das Feuer auch den härtesten Stein zermalmt; daß der Aetna mit seinen Feuerströmen seit mehr als dreitausend Jahren bekannt ist. Homer schon kannte seine Ergießungen. Man bedenke, daß das Wasser an Erde und Felsen beständig nagt; daß nichts fest und unwan-

wandelbar, sondern alles in beständiger Ebbe und Fluth ist. Wie mußte da nicht alles gegen einander abgemessen, abgezählt, abgewogen, genau combinirt und calculirt seyn, um sich der Beständigkeit des Ganzen zu versichern! Ich möchte sagen: Der Schöpfer mußte die Schicksale jedes Steines, jedes Sandkorns, jedes Tropfen Wassers, jedes Feuerfunkens, durch die ganze Dauer der Welt vorhersehen.

Der Urheber des Weltalls schuf eine unendliche Mannigfaltigkeit von Pflanzen und Thieren; worunter die Einen den Andern zum Raube angewiesen wurden. Die schwächeren mußten verzehrt, und doch nicht ausgerottet werden, damit auch die stärkeren nicht verloren giengen. Manche, auch von den reißenden, sind sehr fruchtbar, als zum Beispiel, das ganze furchtbare Tigergeschlecht. Dennoch mußten sie nicht Ueberhand nehmen. Die kleineren Thiere sind auch fruchtbar. — Diese Fruchtbarkeit überhaupt aber konnte dem Schöpfer für die Erreichung seiner Zwecke nicht Gewähr leisten. Denn es giebt unfruchtbare

Zei-

Zeiten; es giebt Zeiten, wo es diesen Thieren an Nahrung fehlt; Frost, Ueberschwemmungen, Regengüsse zerstören sie; die Keime werden zernichtet. — Und doch müssen sie erhalten werden. Mußte nicht der Schöpfer, nicht allein sie, sondern auch alle ihre Zerstörer, zählen, alle Verwüstungen namentlich vorhersehen, und Anstalten treffen, daß immer welche gerettet und zur Fortpflanzung des Geschlechts aufbewahrt würden? Mußte Er nicht wissen, wie viele, und welche verzehrt, wie viele und welche aufbehalten, und wo sie ihre Rettung und ihren Unterhalt finden würden? Mußte Er sich nicht versichern, daß nicht auch hier, in den Zufluchtsörtern, Zerstörer zu eben der Zeit seyn würden, die den ganzen Rest vertilgen möchten?

Wenn man sich vorstellt, daß Gott jedesmal, durch eine besondre Fügung, den Sturm, die Kälte, die Dürre abwäget, den Tiger hier vertreibt, wenn Er das Schaaf in Sicherheit herführen will; dann ist es freilich nicht sehr wunderbar, und ich erstaune nur über die Menge der Geschäffte, wel-

welche die Fürsehung besorgt. Wenn ich aber denke, daß der Gang des Sturmes, der Ueberschwemmung, des Tigers und des Schaafes von Ewigkeit her vorhergesehen und so calculirt ist, daß alle ihren freien, ungehinderten Lauf behalten, daß der Tiger nicht verhungert, und das Schaaf doch nicht ausgerottet werde: dann weiß ich nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Die Größe Gottes drückt mich nieder, und ich verstumme.

Wilh. Das ist ein ungeheurer Gedanke! Aber, lieber Vater, Sie haben da ein Wort gebraucht, das ich nicht recht begriffen habe; Sie sagen: es ist alles so calculirt, daß jedes seinen freien Lauf behält. Was nennen Sie freien Lauf?

Vat. Ich meine damit, daß Gott durch keine neue Verordnung dazwischen kommt, welche die Dinge verhindert, nach den Gesetzen der Natur, und Thiere, nach ihren Trieben zu wirken.

Wilh. Nun verstehe ich es, lieber Vater. Es ist wahr, diese Idee von

der

der Fürsehung übertrifft bei weitem die andre.

Vat. Allerdings. — Doch wir wollen weiter gehen.

Gott wollte das Menschengeschlecht erhalten. Für dessen Nahrung zu sorgen, die Erde fruchtbar zu machen — das war eine Kleinigkeit. — Hier ist etwas Grösseres.

Gott hat in den Menschen Kräfte und Triebe gelegt, die sehr leicht das Maaß überschreiten und Verwüstung anrichten. — Das Maaß dieser Triebe und Kräfte ist unbestimmbar, und ich möchte sagen, unendlich. Habsucht, Zorn, Rache, Sinnlichkeit — lauter unersättliche, verwüstende Triebe.

Die Sinnlichkeit zerstört den Menschen — es ist schwer, sie im Zaum zu erhalten; alle Erdensöhne sind dazu geneigt. Der durch sie geschwächte Mensch überläßt seinen Kindern seine Schwachheit und seine Wollust. Denn die Wollust nimmt mit der Schwäche der Constitution zu; der reizbare

Körper wird durch jeden Eindruck heftig erschüttert, und die Sinne werden unbändig. Die Wollust tödtet bald die geringen Kräfte; der Mensch verwelkt, und mit ihm seine ganze Nachkommenschaft.

Der Trieb ist allgemein, die Gegenstände sind überall; überall ist die Quelle des Verderbens offen. Sollte der Mensch fortdauern, sollte er Mensch bleiben; so mußte der Schöpfer sich versichern, daß das Feuer der Wollust, welches in allen Herzen lodert und lodern mußte, welches überall Zunder findet — niemals zu einer allgemeinen verheerenden Feuersbrunst ausbräche, welche das ganze Menschengeschlecht verzehren würde. Dennoch — wir fühlens — läßt Er uns und unsern Trieben gänzliche Freiheit.

Was die eine Art der Wollust thun kann, das können sie alle thun; Trunkenheit, Gefräßigkeit, Schwelgerei, unmäßiger Genuß der Vergnügungen, Weichlichkeit — lauter Zerstörer des menschlichen Lebens — lauern dem Menschen überall auf.

Macht und Reichthum einerseits, andrerseits Armuth und Elend, nagen der Menschheit an dem Mark. Der Eine erstickt im Ueberfluß, der Andre verdorrt im Mangel.

Wenn die unbändigen Leidenschaften des Menschen einen großen Wirkungskreis bekommen, werden sie gefährlicher, als Pest und Erdbeben. Alexander that in Tyrus, und Tilly in Magdeburg weit mehr Schaden, als die Pest zu Constantinopel, und das Erdbeben in Lissabon und Messina. Alexander war nicht der Einzige, der mit Feuer und Schwerdt den halben Erdkreis durchlief. Tschingis, Timur, Attila, die Kreuzfahrer, Karl der Große, vergossen Ströme Bluts; Aberglaube, blinder Eifer, Priesterherrschsucht und Begierde opferten die Menschen bei Millionen auf. Wenn in der ganzen Dauer der Schöpfung ein einziger Zeitpunkt wäre, wo solche Plagen der Menschheit sich vereinigten, und mit Unfruchtbarkeit, Seuchen und andern Zerstörungen zusammenträfen; so würde die ganze Erde eine fürchterliche Wüste werden.

Also mußte der Schöpfer auch dafür sorgen, daß wenige Alexander würden; daß sie nicht zusammen, nicht zu nah an einander träfen, nicht zu geschwind auf einander folgten. Wie aber war dieses ins Werk zu richten?

Sehr leicht ist es, wenn Gott jedesmal zutritt, Dem die Kräfte, Jenem den Muth, dem Dritten die Gelegenheit nimmt. Wenn Er aber, wie wir es bei uns empfinden, einem Jeden die freie Befolgung seiner Vorstellungen und seiner Triebe läßt; dann muß Er ganz andre Anstalten getroffen haben.

Die Vorstellungen und der Gang der Triebe bei den Menschen, seine Kräfte, sein Muth, sind eine Folge von den Umständen, von seiner Anlage, von seiner Erziehung. Seine Anlage wird von seinen Eltern bestimmt, seine Erziehung hängt von der Denkungsart und dem Charakter aller derer ab, die mit ihm leben. Und von diesen muß man eben das sagen, was man von Ersterem gesagt hat.

Wenn, nach dieser Voraussetzung, der Schöpfer, zum Beispiel, wissen wollte,

daß einst ein Carl der zwölfte seyn würde, welcher den August von Pohlen vom Throne heben und den Stanislaus darauf setzen, das Russische Reich angreifen, bei Pultava geschlagen werden, in Bendar ohnmächtig wüthen, aus Stralsund in einem Fischerkahn entfliehn, und vor Friedrichshall sein Leben lassen würde —. Wenn der Schöpfer, sage ich, dies alles wissen sollte, und wenn man annimmt, daß Er nicht jedes mit eigner dazwischenkommender Macht, die alles mit Gewalt dahin drehet, einrichtete: so mußte Er wissen,

1) Welche Vorstellungen und Triebe der König von Schweden haben würde. Dieses erfodert

Die Kenntniß von seiner ganzen Naturanlage.

Von den Gesinnungen aller derer, die ihn umgaben.

2) Welchen Muth und welche Leibeskräfte er haben würde.

Dazu war nöthig, mit der ungezweifeltsten Gewißheit zu wissen,

a) Daß Carls Vater und Großeltern gesunde Männer seyn würden, die sich, auf dem Throne, wo alles ihnen zu Gebot stand, durch keine Ausschweifung, durch keine Unbesonnenheit, um ihr Leben und ihre Kräfte bringen würden.

b) Daß Carls Mutter während ihrer Schwangerschaft keine schädliche Krankheit, kein erschütterndes Schrecken, keinen Unfall erleiden würde, welcher ihren Sohn an dem Leibe oder an der Seele auf Lebenszeit zum Krüppel machen könnte.

c) Daß man das neugebohrne Kind nie unvorsichtig beschädigen, nie verfüttern, nie zum Krüppel schnüren oder tragen, nie durch Weichlichkeit, der ein Prinz sehr ausgesetzt ist, verderben würde.

3) Der Schöpfer mußte wissen, daß zu eben der Zeit ein August von Sachsen auf dem Throne Pohlens sitzen, ein Stanislaus

laus leben, ein Peter in Rußland herrschen würde.

4) Daß alle diese Völker weniger Muth haben würden, als Carl.

Was dazu gehört, darauf darf ich mich, aus Furcht zu weit zu kommen, nicht einlassen; es ist unendlich.

5) Er mußte wissen, daß Carl, weder in Dänemark, wo die Kugeln ihm um die Ohren zischten, noch bei Narva, noch bei Pultava, Bendar und in Stralsund, keine Kugel treffen würde. Er mußte wissen, daß die Bombe, die einen Theil des Hauses, wo Carl einen Brief dictirte, zerschmetterte, einige Fuß weit von diesem Könige fallen würde; daß also Carl in diesem Zimmer seyn, und die Kugel in jenes fallen würde. Er mußte die Schritte Carls gezählt, die Richtung des Mörsers aus den Gedanken des Feuerwerkers calculirt, die Kraft des Pulvers und die Schwere der Bombe abgewogen haben, ehe er die Welt schuf. Er mußte die Richtung aller Feuerröhre in allen Schlachten, die Carl geliefert, vorhergesehen haben. Und wo hat

Er sie gesehen? — In allen den vorhergehenden Bestimmungen, die ihre Richtung veranlaßten. Wie konnte Er sonst wissen, ob Carl durch alle die Schlachten und Belagerungen, bis vor Friedrichshall, mit dem Leben durchkommen würde?

Ich habe euch, meine Lieben, nur einen unendlich kleinen Theil von dem gesagt, was zur Vorhersehung dieser einzigen Begebenheit nöthig war. Da ist unter allen den Umständen, welche diese Begebenheit veranlaßten, kein einziger, er sey groß oder klein, von welchem sich nicht eben das, und noch weit mehr sagen ließe.

Ja, um die geringste Begebenheit zu wissen, muß Gott alle Ideen der Menschen, die daran Theil nahmen, jeden Windstoß, jedes Stäubchen kennen, welches Antheil daran haben kann. Ein Stäubchen in dem Auge oder in der Luftröhre eines Menschen kann die wichtigsten Begebenheiten erzeugen. Da ist kein Unfall, kein Gedanke des Menschen, der nicht mit dem Bau des ganzen Weltalls zusammenhienge; um ihn

vor-

vorherzusehen, muß der Schöpfer ihn aus allen Begebenheiten und Wechseln der Dinge im Zusammenhange herauscalculirt haben.

Und da ist kein Sonnenstäubchen, kein flüchtiger Gedanke des Menschen, den Gott nicht kennen, und von Anfang an gekannt haben muß; oder Er hat nicht wissen können, ob Er seinen Zweck erreichen würde, oder nicht; ob nicht vielleicht seine ganze Schöpfung vergebliche Arbeit wäre. Dann weiß Er nicht, ob nicht vielleicht das Meer die Erde verschlingen, oder das Feuer sie verzehren; ob nicht Eroberer, Wollüste und Unfälle dem Menschengeschlechte ein Ende machen werden, oder nicht. Kurz; — Er muß Alles, oder Er kann gar nichts wissen.

Sehet, meine Kinder, so groß, so herrlich stellt uns diese Idee von der Fürsehung unsern Schöpfer vor.

Ferd. Ich muß es gestehen, diese Idee, ob ich sie gleich nicht fassen kann, hat bei mir den Vorzug. So mag ich mir gern Gott denken.

Wilh. Freilich, diese Vorstellung von dem Schöpfer ist herrlich, und deßwegen wünsche ich, daß sie erwiesen wäre.

Vat. Wenn wir sie nicht erweisen können, so haben wir doch in dem Gange der Natur sehr starke Vermuthungen, daß die Fürsehung in der That so zu Werke geht.

Zwei

Zwei und zwanzigstes Gespräch.

Wahrscheinlichkeit einer ewigen und nicht successiven Fürsehung.

Vater.

Es war die Frage: ob Gott die Welt erhält und regiert, wie ein Mensch sein Hauswesen, durch jedesmalige Einrichtungen und Verordnungen; oder ob Er gleich bei der Schöpfung seinem Werke die Kräfte, die Einrichtung und die Gesetze gegeben hat, vermöge welcher diese nun für sich besteht, und die Absichten ihres Schöpfers erfüllt, ohne daß Gott weder zur Erhaltung, noch zur Ausbesserung oder Lenkung mehr Hand anzulegen nöthig habe?

Gestern hatten wir gefunden, daß die Idee von einer ewigen Fürsehung uns einen weit herrlicheren Begriff von dem höchsten Wesen giebt, als die Vorstellung von einer suc-

successiven Fürsorge. Daher waren wir geneigt, jene anzunehmen.

Nun ist die Frage: Ob die Beschaffenheit der Welt uns Vermuthungen für die eine oder die andre Vorstellung an die Hand giebt? Denn die Werke Gottes sind die einzigen Hülfsmittel, wodurch wir zu seiner Erkenntniß gelangen können. Unsre Wahrscheinlichkeiten von Würde und Größe reichen nicht zu; weil es seyn könnte, daß die erhabensten Vorstellungen unmöglich wären.

Allerdings haben wir Spuren von einer ewigen Fürsehung, die nie unmittelbar, sondern nur vermittelst beständiger Gesetze und der vorhandenen Kräfte der Dinge, die Welt erhält und regiert, ohne den Lauf dieser Kräfte und Gesetze jemals zu stören.

1) Haben wir schon viele unwandelbare Gesetze der Natur entdeckt. Die Gesetze der Schwere und der Bewegung in den Körpern, die Gesetze der Vorstellungen, des Gedächtnisses, der Einbildung, der Gefühle und des Willens in der Geisterwelt —. Wir wissen, warum der Mensch

so und nicht anders denkt und handelt. Wir wissen, daß die Bewegungen der Himmelskörper alle nach einem gewissen bestimmten Gesetze geschehen, welches wir das Gesetz der Anziehung (der Attraction) nennen. Jeder Planet bewegt sich nach Maaßgabe seiner Masse und seiner Entfernung von der Sonne. Physik, Chymie, Astronomie, Hydraulik, Mechanik, Psychologie, Logik und Moral haben ihre festgesetzten, bekannten Gesetze, die keine Ausnahmen verstatten.

Wenn wir, mit gehöriger Erkenntniß und Aufmerksamkeit, die Erscheinungen der Natur beobachten und untersuchen, so können wir uns dieselben fast immer aus den Umständen und den Dingen erklären. Wir finden mehrentheils die Ursachen zu den Wirkungen.

Es geschieht also alles in der Welt nach den Gesetzen der Dinge, und nicht nach den vermuthlichen Gesetzen einer dazwischenkommenden Allmacht, die etwa die Dinge durch besondre Fügungen lenkte, ohne Rücksicht

auf

auf die Gesetze der Natur zu nehmen. Eine große Wahrscheinlichkeit für uns!

Wilh. Es könnte aber seyn, bester Vater, daß die Allmacht unmittelbar, aber doch immer nach den Gesetzen der Natur, wirkte?

Vat. Freilich wol. Was hätten wir denn aber für einen Grund, solches anzunehmen und zu behaupten? Gar keinen. Denn wenn alles sich nach den Gesetzen der Natur verhält; warum sollten wir noch eine andre unmittelbare Ursach suchen?

Es ist ja doch immer die göttliche Allmacht, die alles thut. Denn sie ist es, welche diese Kräfte und Gesetze erzeugte.

Und zwar ist sie weit größer, wenn sie durch eine einzige Wirkung, die Schöpfung, alle ihre Zwecke erreichen konnte, als wenn sie beständig durch neue Eingriffe dazwischen kommen muß.

Wir sagen also — Weil alles nach den Gesetzen der Natur geschieht, so geschieht es durch die Kräfte der Natur.

Fromm. Aber es geschieht auch manches, wovon wir die Ursach nicht sehen. Das könnte doch göttliche Wirkung seyn?

Vat. Es könnte, und konnte auch nicht seyn. Wir sehen die Ursachen nicht — vielleicht haben wir nicht gehörig aufgemerkt; oder auch, wir sind zu unwissend, um die Sache einzusehen. Dürfen wir denn sagen: Ich sehe keine natürliche Ursach; also giebt es keine —?

Fromm. Nein. Aber wir dürfen doch da eine göttliche Einwirkung nicht leugnen.

Vat. Doch eben so wenig auch behaupten. Und dann bedenken Sie dieß:

Ueberall, wo ich eine deutliche Einsicht habe, finde ich eine ununterbrochene Ordnung von Ursachen und Wirkungen. Nirgends eine merkliche Spur von göttlicher unmittelbarer Einwirkung.

Da, wo ich die Verbindung nicht sehe, mangelt es mir an Einsicht in die Dinge. Was werde ich nun vermuthen? Was ich überall finde, oder, was ich nirgends wahrnehme?

Ich

Ich dächte, die Entscheidung wäre keinesweges schwer.

Fromm. In der moralischen Welt aber — Der Mensch hat zuweilen plötzlich eine Idee, woran er gar nicht dachte; oder er wird auf einmal ganz geändert in seinem Sinne und seiner Denkungsart. — Möchte dieses nicht Einwirkung des Schöpfers seyn?

Vat. Mein lieber Herr Frommann, man verliert sich gern in die moralische Welt. Da ist jede Erscheinung zusammengesetzter, und folglich schwerer zu erklären. Da kann man sich also hinter Vielleichte und Möglichkeiten verstecken, um eine Meinung zu behaupten, sie mag noch so phantastisch und ungegründet seyn.

Also sollen die sonderbaren Einfälle, die Sinnesändrungen eines Augenblicks Eingebungen des Himmels seyn!

Vielleicht möchte man sich damit helfen können, wenn alle diese plötzlichen Erscheinungen moralisch und gut, alle diese Ein-

fälle

fälle nützliche Wahrheit wären. Das ist es aber nicht.

Können Sie mir erklären, warum ich zuweilen im Traume fliege ꝛc. was doch keine natürliche Vorstellung ist —?

Fromm. Das kann ich nicht.

Vat. Also wäre diese Fantasie eine Eingebung des Himmels?

Fromm. Wer wollte das sagen? Es ist ein Spiel der Fantasie.

Vat. Kann denn die Fantasie nicht eben so wol, ohne daß wir es wissen, auf einen guten frommen Gedanken, als auf einen närrischen verfallen?

Fromm. Nicht unmöglich.

Vat. Haben Sie nicht schon im Rechnen, in der Geometrie, ꝛc. dergleichen Einfälle gehabt?

Fromm. O ja, manchmal.

Vat. Wollten Sie diese für Eingebungen vom Himmel ausgeben?

Fromm. Keinesweges. Der Himmel lehrt uns die Rechenkunst nicht.

Vat. So gut wie mancher Mensch plötzlich einen frommen Entschluß faßt, so gut faßt Mancher plötzlich einen boshaften. Letzterer ist doch keine Eingebung des Himmels; er muß sich aus den Gesetzen der Seele erklären lassen, ob wir ihn gleich daraus nicht zu erklären wissen. Warum sollten wir eine andre Quelle des guten suchen?

Ich bleibe also bei meiner Vermuthung, daß die Fürsehung nie anders, als mittelbar, durch die Kräfte der Natur, wirket.

Und hierzu habe ich, außer jenen Betrachtungen, noch einen andern Grund.

2) Die Absicht des Schöpfers ist das Wohl seiner Geschöpfe; Er kann keinen andern Zweck bei seinen Werken haben.

Wenn Er nun unmittelbar wirkte, so würde Er doch vermuthlich das Glück eines jeden Geschöpfes insbesondre bewirken; und es wäre nicht ungereimt zu denken, daß Er einem

einem Jeden sein Bedürfniß zutheilte, und manches Leiden abwenden würde.

Wir bemerken aber, daß der Plan der Fürsehung nur überhaupt auf das Ganze geht, so daß manches Einzelne leidet.

Gott hat dafür gesorgt, daß überhaupt die Erde fruchtbar sey, und mit allem versehen wäre, was dazu nöthig ist, Sonnenschein, Regen, Wind, innerliches Feuer, u. dergl. m.

Dafür hat Er aber nicht insbesondre gesorgt. Der Regen kommt alle Jahr, manchmal aber so, daß er uns unzeitig scheint. Zur Saat Dürre, und zur Erndte Nässe; frühe Hitze, und nachher, wann die Früchte reifen sollen, Kälte. Der Wind, der gemeiniglich nützliche Regenwolken herbeiführt, vertreibt sie auch zuweilen.

Unterirdisches Feuer ist nöthig; davon sind Ausbrüche der Volkanen und Erderschütterungen vielleicht unzertrennlich. Selbst diese Ausbrüche und Stöße mögen eine nützliche Absicht haben. Aber sie könnten doch an abgelegenen Orten geschehen, wo sie die

Städte nicht umstürzten und die Menschen nicht erschreckten. Es kann Gott an diesem Schrecken und an dem Umsturz von Lissabon, von Messina und Calabrien nichts gelegen seyn. Dennoch geschieht es. Daraus schließe ich, daß sie keine unmittelbare Wirkung der Allmacht Gottes, sondern eine nothwendige Folge der Gesetze der Natur sind; und daß Gott diese Gesetze nie unterbricht, selbst dann nicht, wann sie wider einen Theil seiner väterlichen Absichten zum Wohl der Geschöpfe, laufen.

Es wäre ja wol dem Schöpfer, der Alles anordnete, ein Leichtes, solche Verheerungen zu verhindern.

Fromm. Man sagt, Gott könne und würde es wol verhindern: Er wende aber solche Plagen als Strafen an, um die Menschen zu warnen; und deßwegen lasse Er sie geschehen.

Vat. Mein Lieber — das ist mir auch bekannt. Niemals aber hat mirs einleuchten wollen. Hier sind meine Gründe.

1) Die

1) Die Leiden treffen den Tugendhaften eben sowol, als den Bösewicht und den Leichtsinnigen. Ich habe niemals gesehen, daß der Hagelschlag die Aecker des Schwelgers, des Zänkers, des Ruchlosen getroffen habe, ohne daß das Feld des biedern Nachbars darunter gelitten hätte. Der Schaden ist gleich. — Wenn Sie sagen: Dieser verdiente es; so nehme ich mir die Freiheit, zu fragen: **Wodurch denn hat es Jener verdient?** —

Fromm. Auch Jener hat seine Fehler und großen Schwachheiten.

Vat. Und Ersterer Laster und Bosheiten — und Beide werden gleich hart bestraft! Welche Gerechtigkeit!

2) Sehe ich kein Verhältniß zwischen der That und dem Lohn.

Wenn der Trunkenbold in Krankheit, der Faullenzer und Schwelger in Armuth, der Zänker in unangenehme Händel und verderbliche Processe verfällt: dann sehe ich, daß der Lohn aus dem Verdienste folgt. Aber wenn dem Zänker das Haus durch ei-

nen Blitz angezündet wird, dem Trunkenbold das Feld verhagelt, dem Trägen der Wind das Obst abwirft; dann sehe ich nicht, wie diese es verschuldet haben. Ich kann nicht begreifen, wie sie alle, durch Beßrung von ihrem Laster, das Uebel würden abgewendet haben. Setzet an eben den Ort den Tugendhaftesten; er hätte eben dasselbe Unglück erfahren. Es hat es also das Laster nicht gemacht, und ich kann es für keine Strafe, sondern nur für ein Unglück erkennen.

3) Und wozu nützen die Strafen, welche den Schuldigen gleich ums Leben bringen? Ein Erdbeben, eine schnell einfallende Wasserfluth, ein Wetterstrahl, und selbst eine Auszehrung, die den Wollüstling außer Stand setzt, seiner Wollust zu fröhnen, und ihn früh hinrafft? Sollen die den Sünder bessern?

Fromm. Nein; aber die Andern, die die Strafe sehen.

Vat. Das lasse ich von dem Wollüstling insbesondre gelten. — Aber wen hat der

Umsturz von Calabrien bekehrt? — Wer hat darum ein Glas Wein weniger getrunken? Wer hat eine Betrügerei, eine Ausschweifung unterlassen? In der ersten Bestürzung laufen die nächsten Zuschauer in die Kirchen; dann beruhigen sie sich wieder, und denken weiter nicht daran. — Haben sie sich bekehrt? Oder ist eine kurze Aengstlichkeit Besserung?

Mancher Lotterbube, der zur Quaal seiner Familie und zum Aergerniß Andrer lebte, kommt von einer schweren tödtlichen Krankheit auf, die er sich zugezogen hatte; und wird darum nicht besser. Mancher arme Vater hingegen, der fleißig, ordentlich, gutmüthig war, fällt in unverschuldete Krankheit, stirbt, und hinterläßt mehrere hülflose Kinder, die um seine Erhaltung vergeblich zu Gott fleheten.

Daraus sieht man, daß nicht jede einzelne Begebenheit nach ihrem Nutzen von einer wirklich handelnden Allmacht bestimmt ist, sondern so erfolgt, wie es die wirkenden Ursachen, die Kräfte der Natur mit sich bringen. Das Ganze ist auf das allgemei-

ne Wohl und auf das möglichst mehreste Privatbeste calculirt; und zwar so, daß jedes Einzelne endlich zum Zweck kommen muß. Dabei aber war es nicht möglich, jede besondre Abweichung von dem allgemeinen Plane zu verhüten.

Es ist nicht möglich, bei einer successiven Fürsehung, die durch beständigen Zutritt jedes Einzelne bestimmt, diese Abweichungen zu erklären. Denn was dirigirte denn die Fürsehung, wenn sie die Abweichungen nicht einlenkte?

Doch müssen wir wohl merken, daß auch die Abweichungen im Detail des Planes unter der Obhut der ewigen mittelbaren Fürsehung stehen. Nicht, als ob sie eingriffe, um dieselben zu beschränken oder wieder einzuleiten; sondern sie hat bei ihrer Vorhersehung alle diese Detailunordnungen schon gekannt, und solche Anstalten getroffen, daß jede Zerrüttung — durch die bloßen Gesetze der Natur — in Schranken erhalten und zurückgeführt würde, in so fern es sich mit diesem unabänderlichen Gange vertrug.

Bei einer unmittelbaren gelegentlichen Fürsehung, kann ich mir wol erklären, warum Gott den Acker und das Haus des Faullenzers, des Nachlässigen, des Leichtsinnigen nicht mit Früchten und mit dem Nothdürftigen segnet; aber das kann ich mir nicht erklären, warum Er nicht dem Kranken, Dürftigen, dem, der mit Familie belastet, die einzige Stütze derselben ist, und vor Krankheit und Armuth sein Feld weder selbst bestellen, noch durch Andre bauen lassen kann — ich begreife nicht, sage ich, warum Gott diesem Elenden nicht hilft.

Umsonst würde man sagen, es geschähe, um Andre zur Hülfe und zum Mitleiden zu bewegen. Es sind nicht immer Menschen oder Herzen da, die bewegt werden könnten. Es kommen Manche im Elend um, die man nicht beschuldigen kann, daß sie es verdienen.

Wen soll der Unglückliche zum Mitleiden bewegen, der bei einem Schiffbruch umkommt und seinen letzten Seufzer über die beklagenswürdige Familie aushaucht, die

er verließ, um ihr mit Gefahr seines Lebens Brod und Trost zu suchen?

Mit einem Wort — die Fürsehung regiert die Welt — nicht nach Detailabsichten und gelegentlichen Verordnungen — sondern durch die Gesetze, die der Schöpfer seinem Werke bestimmte.

Wilh. Aber warum wählte Gott diesen Plan vor jenem?

Ferd. Er muß gewiß der beste seyn, sonst hätte Gott ihn nicht gewählt.

Wilh. Allerdings, lieber Bruder; und ich bin davon so vollkommen überzeugt, als du. Ich wünschte aber auch seine Vorzüge vor der successiven Fürsehung einzusehen. Können wir das, lieber Vater?

Vat. Vermuthen, sehr wahrscheinlich vermuthen können wir wenigstens. Zur augenscheinlichen Gewißheit die Sache bringen — das kann Niemand von uns verlangen.

Wilh. Welche sind denn diese Vermuthungen, bester Vater?

Vat. Folgende.

Aus allem dem, was um uns her und mit uns vorgeht, sehen wir, daß die Absicht des Schöpfers mehr darauf gerichtet ist, den Menschen zu bilden, als ihn ruhig und zufrieden zu machen.

Diese Bildung muß ihren Zweck, und kann keinen andern, als einen wohlthätigen, das endliche Glück des Menschen, haben.

Die Bildung des Verstandes, so wie auch der Moralität des Menschen, macht eine gewisse unverbrüchliche Ordnung und unveränderliche Gesetze nothwendig, nach welchen der Mensch jederzeit und ohne Ausnahme, seine Urtheile über Wahrheit und Ordnung, und sein Verhalten einrichten könne.

Gesetzt nun, eine unmittelbare Fürsehung träte — es möchte nun oft, oder selten geschehen — zuweilen ins Mittel zwischen den Gesetzen und der Ordnung der Natur; hemmte diese, um gewisse günstige Wirkungen zu erzeugen — dann wäre keine Wahrheit, keine Gewißheit mehr in den Dingen, kein

kein Schluß von der Ursach auf die Wirkung wäre zuverlässig. Dann könnte man nicht sagen: — **Wenn** ich unvorsichtig mit dem Feuer umgehe, werde ich Unheil anrichten. Man müßte sprechen: — **Es könnte ein Unglück geschehen, wenn nicht Gott dazwischen kommt.** Also gäbe es kein Studium der Natur, eigentlich gar keine allgemeine Erkenntniß. Unser Verstand hätte nichts zu arbeiten; denn unser Haupterkenntnißgrund wäre: **Wenn Gott will.** — Immer — **Wenn.**

Dabei würden wir aber auch die Hände in den Schooß legen, wie es die Muhamedaner bei einem ähnlichen Glauben wirklich thun. **Will Gott von der Pest mich retten,** sprechen sie, so kann **Ers** ohne mein Zuthun. **Will Ers nicht,** so werden alle meine **Vorkehrungen** vergeblich seyn. — Deßwegen auch machen sie keine Vorkehrungen, und lassen sich fast alle Jahr von der Pest ergreifen.

Ihr sehet wol ein, meine Lieben, daß ein solcher Grundsatz in allen Fällen Trägheit und Müßiggang erzeugen muß.

Also

Also wird der Mensch in keinem Falle sich nach Mitteln umsehen, keine Hindernisse, keine Hülfsquellen erforschen; sein Verstand und alle seine Kräfte werden ungebraucht, und mithin ungebildet bleiben.

Wenn dies wahr ist, meine Kinder — und es hat gewiß den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit — dürfen wir da wol uns über eine Einrichtung beklagen, vermöge welcher der Schöpfer, der Allgütige, uns durch einige Beschwerden und Leiden zur Größe der Menschheit, des Verstandes, der Moralität, und durch diese zuverlässig zu einer höhern Glückseligkeit führt? Dank Ihm, der nicht aus schwacher menschlicher Weichlichkeit uns einige kurze Leiden erspart; der uns nicht aus blinder Liebe ewig auf den untern Stuffen der thierischen Schöpfung schlummern läßt, sondern uns durch Wahrheit und unabänderliche Ordnung von Stuffe zu Stuffe führt!

Meine geliebten Kinder, ihr seyd im Wohlstande und Ueberfluß gebohren. — Dennoch könnt ihr nicht wissen, welche Leiden noch eurer warten. Vielleicht ist der-

einst

einst Armuth und Elend euer Loos. Mancher darbte in seinen männlichen Jahren, und, was noch schmerzlicher ist, in seinem hohen Alter, der seine Kindheit und Jugend im Ueberfluß zubrachte. Es giebt auch noch andre Leiden der Menschen, als Armuth. Ein siecher Körper, schmerzliche Krankheiten, Gewaltthätigkeiten, Feindschaften, Vorwurf und harte Begegnung der Obern; — von diesem allen kann euch Niemand freisprechen. — Kinder, ihr müßt Leiden haben. — Die Klage kann euch Niemand verwehren, ob sie gleich nicht männlich ist. Gegen die allwaltende Fürsehung aber klaget und murret niemals. — Erinnert euch immer, daß Gott eure Schicksale verordnet hat — denn es fällt ohne seinen heiligen Willen kein Sperling auf die Erde. Dann aber erinnert euch zugleich, daß alles, was Gott verordnet, am Ende herrliche Früchte bringen muß; daß Er seinen Zweck, das Wohl seiner Geschöpfe nie verfehlen kann!

Seyd immer mit eurem Schöpfer zufrieden. —

Was Er thut, das ist wohl gethan.

Wilh.

Wilh. Nimmermehr werde ich diese Lehren vergessen.

Ferd. Und ich auch nicht, mein Vater. Sie sind mir zu wichtig.

Vat. Schön, meine Kinder; ich wünsche euch, daß ihr dabei bleibet; dann werdet ihr, selbst in Leiden, ruhig, zufrieden und also auch glücklich seyn. Denn Zufriedenheit ist Glück.

Aber, meine Lieben, ihr habt noch nicht gelitten. Wenn alles wohlgeht, ist es leicht, der Fürsehung zu vertrauen. Allein, wann die Leiden kommen, dann ist es schwerer.

Ferd. Sollte es denn nicht möglich seyn, im Leiden auch eben so fest, als im Wohlergehen, Gott zu vertrauen?

Vat. Möglich ist es allerdings, wenn man nur sein Vertrauen auf wahre und anschauliche Gründe gebaut hat.

Wilh. Die haben Sie uns ja gegeben, bester Vater.

Vat. So viel als mir möglich gewesen; dieses ist aber nicht genug.

Ferd. Was fehlt uns denn noch? Wir haben alles wohl begriffen.

Vat. Nun müßt ihrs auch behalten; und deßwegen meine Lehren oft wiederholen, ihnen weiter nachdenken, so daß sie euch eigen werden; daß ihr nicht mehr sagt: Ich glaube es, weil man es mich gelehrt hat; sondern: Ich sehe es, es kann nicht anders seyn.

Wilh. Diesen Rath haben wir schon längst befolgt, mein Vater.

Vat. Sehr gut. — Lasset aber auch niemals ab.

Wilh. Wenn Sie es erlauben, will ich Ihnen gleich durch eine Frage einen Beweis geben, daß ich nachgedacht habe.

Vat. Sprich.

Wilh. Sie sagen, oder es fließt wenigstens aus Ihrer Lehre, daß alle Leiden der Menschen und alle scheinbare und reelle Abweichungen von Gottes Absichten im Detail zum Plane Gottes gehören und zur

Aus-

Ausführung seiner Absichten dienen. Nicht wahr?

Vat. Ohne allen Zweifel.

Wilh. Gehören denn die Thorheiten und Laster der Menschen auch in seinen Plan und zur Ausführung seiner Absichten?

Vat. Glaubst du, daß sie wider Gottes Absicht geschehen, oder, daß sie den Plan des Schöpfers vereiteln?

Wilh. Wie könnte der Mensch Gottes Plan vereiteln? oder etwas wider den Willen des Allmächtigen thun?

Vat. Also muß er den Willen Gottes erfüllen, und er gehört folglich in den Plan des Schöpfers. Was hättest du dawider?

Wilh. Es scheint mir unschicklich, zu sagen, daß Gott den bösen Menschen und die Thorheiten und Laster zur Erreichung seiner Absichten gebraucht.

Vat. Führt der Tiger, wenn er raubt und zerreißt, die Absichten Gottes aus? gehört er in den Plan Gottes?

Wilh. Allerdings.

Vat. Eben so auch der böse Mensch, die Thorheit und das Laster.

Wilh. Wird denn aber der Böse, der Thor, der Lasterhafte nicht sagen: Ich bin in dem Plan und in der Ordnung Gottes eben sowol, als der Tugendhafte? Und er wird bleiben, was er ist.

Vat. Und leiden, was seine Schandthaten, Thorheiten oder Laster mit sich bringen. Höre, mein Sohn; der Tiger und der Affe gehören in den Plan Gottes, und erfüllen seinen Willen eben so wol, als der Mensch oder der Baum, der reiche Früchte trägt. Möchtest du deßwegen wol ein Tiger oder ein Affe werden?

Wilh. Bewahre! Ich bin froh, daß ich ein Mensch bin.

Vat. Wolltest du wol ein Bösewicht oder ein Narr seyn?

Wilh. Auch das nicht. Man ist bei der Vernunft und bei guter Aufführung weit glücklicher und zufriedener.

Vat. Wenn die Vergehen in dem Plane Gottes sind, so sind auch darin die Leiden, die daraus erfolgen. Das laßt uns nie vergessen.

Die Thorheiten und Laster der Menschen sind in dem Plane Gottes, wie die Stürme und Erdbeben. — Sie waren unvermeidlich. Gott aber wußte seinen Plan zu machen, daß auch diese zur Beförderung seiner Absichten dienen mußten.

Drei und zwanzigstes Gespräch.

Bestimmung der Idee von der Fürsehung.

Vater.

Nun, meine Geliebten, bleibt uns in dieser Materie weiter nichts übrig, als daß wir das alles zusammen in eine Idee fassen, was wir bisher von der Fürsehung Gottes gesagt haben.

Die Fürsehung besteht, nach den Vorstellungen davon, die uns am wahrscheinlichsten vorgekommen sind,

> In der Sorge, welche Gott, der Schöpfer, angewandt hat, seine Absichten mit dem ganzen Weltall zu erreichen.

Ich sage, mit dem ganzen Weltall; weil es nicht möglich war, jedes Einzelne zur Absicht zu haben, und so zu behandeln und zu betrachten, als wenn es der Mittelpunkt aller Dinge wäre, und alles Uebrige darnach einzurichten.

Es war also nothwendig, bloß das Ganze zum Hauptzweck zn machen, und diesem das Detail unterzuordnen.

Dennoch aber:

> Ist das Detail dabei nicht übersehen worden; sondern der Schöpfer hat für das Wohl und die Vollkommenheit jedes Einzelnen soviel gesorgt, als es das Wohl und die Vollkommenheit des Ganzen zuließ.

Das Detail konnte bei dieser Einrichtung nicht übersehen werden. Der Schöpfer mußte es kennen, wenn Er sich der Dauer seines Werks und der Erreichung seiner Absichten versichern wollte; Er mußte dafür sor-

sorgen, wenn Ihm seine Welt durch kleine um sich greifende Zerrüttungen nicht unversehens zerstört werden sollte.

Es darf also Niemand fodern oder hoffen, daß die göttliche Fürsehung ihn zum Hauptaugenmerk ihrer Verordnungen nehmen, alles um ihn her nach seinem Gefallen, seiner Bequemlichkeit, seinem Wohl einrichten soll. Ein jeder von uns ist nur ein unendlich kleiner Theil der Schöpfung, und Gott mußte für Alles sorgen. — Aller Augen warten auf Ihn. — Gott konnte nicht um des Einen, um meinetwillen, Tausende vernachlässigen, Tausende in ihrer Laufbahn stören, Himmel und Erde bewegen und verrücken.

Es darf aber auch Niemand fürchten, daß Gott ihn und seine Schicksale übersehen und versäumt habe.

Denk nicht in deines Drangsals Hitze,
Daß du von Gott verlassen seyst.

Das

Das Ganze besteht nur aus Einzelnen. Hat Gott nicht für mich gesorgt, so hat Er auch nicht für diesen und jenen Andern gesorgt — Denn warum sollte Er mehr auf den Einen, als auf den Andern sehen? — Wenn Er nicht auf mich sieht, so sieht Er auf keinen Menschen. Sieht Er auf keinen einzelnen Menschen, so kann man auch nicht sagen, daß Er auf die ganze Menschheit sieht. Denn was ist die ganze Menschheit, ohne die einzelnen Menschen? Wenn Er also nicht auf **mich** sieht, so sorgt Er für nichts; Er hat auf Gerathewohl geschaffen, ohne zu wissen, was aus seinem Werke werden würde.

Also muß Er auch **mir** mein Schicksal zugetheilt haben.

Aber **mein** Schicksal ist dem Ganzen untergeordnet. Deßwegen kann ich mir versprechen:

1) Daß zwar überhaupt alles gut gehen wird;

2) Nicht aber, daß es **mir** immer nach Wunsch und Bequemlichkeit gelingen muß. Die väterliche Fürsorge Gottes kann nicht alles für mich einrichten.

3) Das ist aber gewiß, daß endlich alles einen guten Ausgang haben muß. Leiden können wol stattfinden; nicht aber ein immerwährendes Unglück.

Ihr sehet daraus, meine Kinder, daß scheinbare Unordnungen in der Welt, und unverschuldete Leiden der Menschen sich mit der Fürsorge und Vatergüte Gottes wohl vertragen.

Ferd. O ja. Ich stelle mir die Fürsehung Gottes ohngefehr unter dem Bilde der Polizei in einer Stadt vor.

Die Polizei sorgt dafür, daß die Stadt mit Lebensmitteln versorgt werde, so daß Jedermann, der nur Kräfte hat auf den Markt zu gehen, sich, was er braucht, verschaffen kann.

Vat. Ja, aber die Armen und Kranken —? Wie mit denen?

Ferd. Darauf wollte ich kommen. — Die Polizei sorgt durch Anstalten, daß diejenigen das Nothdürftige bekommen, welche vor Krankheit oder Armuth vom Markte nichts holen können. Sie bekommen Almosen.

Wilh. Das Bild ist nicht ganz richtig, deucht mich. Das wäre höchstens die Vorstellung von einer allgemeinen Fürsehung, die sich um das Einzelne nicht bekümmert.

Vat. Da hast du Recht. Und es läßt sich auch unter den menschlichen Anstalten keine andre als ein Bild der Fürsehung betrachten, als die Fürsorge eines Vaters für seine Kinder. —

Wilh. Diese aber erklärt auch fast alle Bestimmungen der göttlichen Fürsehung.

Vat. Könntest du dieses wol deutlich aus einander setzen?

Wilh. Es scheint mir gar nicht schwer zu seyn.

1) Der Vater giebt täglich seinen Kindern, jedem insbesondre, was ihm nöthig und angenehm ist.

2) Dabei aber wird seine Fürsorge durch die Jahreszeit, durch den Mangel oder den Ueberfluß der Dinge, durch sein eignes Vermögen oder Unvermögen, durch den Gesundheitszustand und das Verhalten seiner Kinder bestimmt und beschränkt. Die Umstände lassen es nicht zu, daß er sie immer so befriedige, wie sie es wol wünschten, und wie er es selbst wol, vermöge seiner Güte, thun möchte.

Ferd. Noch mehr.

Hat er nur ein Kind, so ist ihm dieses sein Hauptaugenmerk, der Mittelpunkt aller seiner Anstalten, die nur auf das Eine zielen. Sobald er aber mehrere hat, kann er nicht mehr für dieses allein sorgen. Alle müssen an seiner Pflege Theil haben, alle sind ihm gleich, und er muß seine

seine Güte für jedes nach den Bedürfnissen der ganzen Familie einschränken, so daß jedes Einzelne etwas missen muß.

Vat. Das war recht; so müssen wir uns die göttliche Fürsehung denken, wenn anders meine Ideen richtig sind.

Nun aber ist noch zu bemerken,

> Daß jedes Einzelne calculirt und vorhergesehen ist, aber nicht unmittelbar besorgt wird.

Gott macht nicht jetzt den Regen und den Sonnenschein, die unsern Feldern Fruchtbarkeit geben. Diese sind eine Wirkung vorhergehender Ursachen, deren erste nur unmittelbar aus der Hand Gottes kommen.

Also kann und muß man sagen:

„1) Daß Gott alles thut, was in „der Welt geschieht.

„2) Daß

„2) Daß Er es aber mittelbar be-
„wirket.

Nun saget mir, meine Lieben, welche sind die Mittelursachen, wodurch der Schöpfer seine Absichten ausführt?

Wilh. Die Sonne, die Luft, der Regen, das Feuer —.

Ferd. Die Menschen, die Thiere, die Pflanzen. —

Wilh. Alles, was in der Welt ist. Denn es wirkt alles.

Vat. Ganz richtig; Alles ist Werkzeug der Fürsehung.

Wenn ich euch lehre, wie ich jetzt thue, so können und müssen wir sagen, daß es durch die Fürsehung geschieht; und ihr habt es Gott zu verdanken, wenn ihr durch mich Wahrheit lernt.

Der Ackermann baut das Feld. — Dennoch kann man mit Recht sagen, daß Gott

Gott Allen die Speise giebt zu seiner Zeit. — Nicht allein, weil er die Erde durch seine Veranstaltungen fruchtbar machte, sondern weil er den Menschen Verstand, Kräfte, Neigung und Mittel gab, das Land zu bauen und den Wachsthum der Früchte zu befördern.

Wenn wir uns also von der Fürsehung einen recht deutlichen und bestimmten Begriff machen wollen, müssen wir zweierlei betrachten und von einander wohl unterscheiden.

1) Den Plan der Fürsehung. — Dieser gehört Gott allein zu, und ist von Ewigkeit her von Ihm festgesetzt worden.

2) Die Ausführung dieses Plans. — Diese gehört Gott in so fern, daß Er die erste Einrichtung dazu gemacht, und den Gang der Dinge durch unverbrüchliche Gesetze unwandelbar bestimmt hat. Der Fortgang aber gehört den Dingen, als Werkzeugen — So daß, in diesem Sinne, die

die Fürsehung das Werk der ganzen Welt ist. Wir sind Theilhaber, Mitglieder der Fürsehung.

Man könnte diesen Unterschied so ausdrücken:

1) Die Fürsehung in der Theorie, oder im Anschauen; und

2) Die Fürsehung in der Ausführung.

Erstere hat Gott sich vorbehalten; letztere theilt Er mit allen Geschöpfen. Doch so, daß diese nur seinen Willen ausführen, und nicht davon abweichen können.

Wir sind Mitglieder der göttlichen Fürsehung! Lieben Kinder, das ist ein erfreulicher, herzerhebender Gedanke!

Wilh. Bester Vater, ich kann nicht begreifen, wie dieser Gedanke uns so viel Freude machen könnte.

Vat. Wie? fühlst du nicht, wie uns dieser Gedanke erhebt, daß wir ein Theil der Fürsehung sind?

Wilh. Nein; denn wir theilen diese Ehre mit der Sonne und dem Winde; ja mit dem Gewürm und dem Unkraute; kurz, mit jedem der geringsten Geschöpfe auf Erden.

Vat. Ist es dir denn keine Freude, an den Gütern, welche mir die Fürsehung geschenkt hat, Theil zu nehmen?

Wilh. Warum sollte mich das nicht erfreuen?

Ferd. Aus eben dem Grunde, den du anführtest, lieber Bruder. — Weil du dieses alles mit dem Hunde, mit den Mäusen, Fliegen, Ameisen und Kellerschnecken theilst. Alle diese genießen die Güter unsers Vaters auch.

Wilh. Welcher Unterschied! Uns wird das Beste mitgetheilt; jene bekommen ent-

weder nur den Ausschuß, oder müssen sich ihre kleine Nothdurft mit der äußersten Gefahr stehlen.

Vat. Nun, Ferdinand, willst du es mit deinem Bruder ausmachen?

Ferd. O ja; und ich hoffe mit ihm bald fertig zu werden.

Vat. Nun, so laß sehen.

Ferd. Siehst du denn nicht, lieber Bruder, daß deine Antwort auch gegen deinen ersten Einwurf gilt? Denn alle Geschöpfe theilen zwar die Ehre mit uns, Werkzeuge der göttlichen Fürsehung zu seyn; ihr Antheil daran ist aber, in Vergleichung mit dem unsrigen, mehrentheils so klein, als der Antheil der Mäuse und Schnecken an den Gütern unsers lieben Vaters.

Wilh. Sollte das wol ganz richtig, ganz gewiß seyn?

Ferd. Und was hättest du denn dagegen einzuwenden?

Wilh. Dieses — Die Thiere sind zwar schwache und geringe Werkzeuge der Fürsehung; aber es giebt andre Geschöpfe, die weit mehr, als die Menschen, vermögen. Darunter will ich nur ein einziges nennen: — die Sonne. —

Die erleuchtet nicht allein die Erde, sondern eine große Menge Weltkörper, worunter viele weit größer, als unsre Erde sind. Sie erwärmt alles, macht alles fruchtbar, erzeugt die Gewächse und bewirkt allenthalben das Leben.

Ferd. Das wird auch wol das einzige, so sehr mächtige Geschöpf seyn, das du hier nennen kannst.

Wilh. Schadet nicht; ist das nicht schon zureichend?

Ferd. Ehre genug für den Menschen, wenn nur die Sonne in der Welt ihm den Vorzug streitig machen kann!

Aber sollte die Sonne nicht vielleicht in ihren vornehmsten Verrichtungen die Hülfe

des Menschen bedürfen? Wie, wenn wir sagen dürften, daß die Sonne ihre größte Wirksamkeit auf die Erde von dem Menschen erhält? und daß sie ohne ihn in der That sehr wenig zu stande bringen würde? — wie dann?

Wilh. Du willst mich nur mit gewagten Behauptungen stutzig machen. Damit wirst du aber nichts gewinnen. Denn ich möchte wol sehen, wie du deine kühne Aeußerung behaupten willst.

Ferd. Das sollst du sehen. Nichts soll mir leichter seyn.

Sage mir, lieber Bruder, welche Früchte würde die Sonne reifen, wenn der Mensch das Land nicht bauete?

Wilh. Ey nun freilich keine sonderliche Früchte; aber doch immer Früchte; denn es wachsen doch viele ohne Cultur.

Ferd. Die man kaum genießen kann, die keinen Menschen, und kaum einige kleine Vögel

Vögel nähren. Was ist das in Vergleichung mit den vortrefflichen Früchten, die wir genießen?

Vat. Selbst diese Früchte würden nicht einmal so gut wachsen, als sie jetzt thun, wenn der Mensch nicht Hand anlegte. Ihr wisset, daß die Erde, sich selbst überlassen, sich gemeiniglich mit undurchdringlichen Wäldern und Schmarotzerpflanzen bedeckt.

Wilh. Ja.

Vat. Unter solcher Bedeckung können nur wenige Früchte kümmerlich wachsen. Wenn der Mensch nicht überall den Boden reinigte, so würde alles unter dem üppigen Wachsthume ersticken.

Ferd. Ja selbst ihre wohlthätige Wärme hat die Sonne dem Menschen einigermaßen zu verdanken.

Wilh. Wie das?

Ferd. Hast du nicht gelesen, daß die angebauten Theile des Erdbodens wärmer sind, als die wilden?

Wilh. Ja, ich erinnre mich, daß man von America sagt, der Himmel würde heiterer und das Clima milder, seitdem die Europäer die wilde Gegend cultivirt haben.

Ganz natürlich kann die Sonne nunmehr die Erde besser erwärmen, als sonst, da die dicken mit Kräutern durchflochtenen Wälder die Sonnenstrahlen von dem Boden abhielten.

Ferd. Also siehst du doch, daß die Sonne, aller ihrer Macht ungeachtet, die Hülfe des schwachen Menschen bedarf, wenn sie ihre ganze Kraft äußern, und ihre vortrefflichsten Wirkungen hervorbringen soll. Nicht wahr?

Wilh. Ich sehe es ein, und muß gestehen, daß der Mensch das größte Werkzeug der Fürsehung ist.

Vat. Ja, meine Lieben, der allgütige Schöpfer hat dem Menschen eine große Macht gegeben.

„Er setzte ihn zum Herrscher ein über
„die Werke seiner Hände, und krön-
„te ihn mit Ehre und Würde.„ *)

Sehet, alles, was uns umgiebt, alles, was die Erde zu einem fröhlichen Wohnsitze, zu einem fruchtbaren Paradiese macht, ist ein gemeinschaftliches Werk Gottes und des Menschen. Unter den Händen des Menschen veredeln sich die Früchte, werden Pflanzen und Thiere fruchtbar; er macht den Himmel milde, und vereinigt um sich her die Producte, welche die Natur in verschiedene Himmelsgegenden zerstreut hatte. Vor ihm fliehen die reißenden Thiere; es schien, als wenn sie ihm ein Schrecken seyn sollten; er aber verscheuchte sie; in den tiefsten Klüften der Erde, in dunkeln Dickigten suchten sie gegen seine Angriffe vergeblichen Schutz. Und er selbst, der Mensch,

*) Psalm 8.

Mensch, in seiner Größe und Würde, ist sein eignes Werk. Der Schöpfer machte die Anlage; — die Vollendung aber mußte der Mensch sich selbst geben.

Meine Kinder, freuet euch unsers Gottes! Er hat den Menschen sehr erhoben!

Mensch, in seiner Größe und Würde, …
… eigenes Werk. Der Schöpfer mach…
… Anlage; — die Vollendung aber mu…
der Mensch sich selbst geben.

Meine Kinder, freuet euch unsers G…
Er hat den Menschen sehr erhoben!

[library stamp]

Mensch, in seiner Größe und Würde, ist sein eignes Werk. Der Schöpfer machte die Anlage; — die Vollendung aber mußte der Mensch sich selbst geben.

Meine Kinder, freuet euch unsers Gottes! Er hat den Menschen sehr erhoben!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Villaume, Peter, 1746-1825

Philothee oder die ersten Lehren der Religion

Bd.: 3

Berlin und Libau (1788)

Catech. 640-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10390021-1
VD18 80525016-001